ENGELHORN'S

allgemeine

OMAN-BIBLIOTHEK.

Vornehme

Gesellschaft.

Von

Hamilton Aidé.

OF VIRGINIA LIBRARY
0375912

Engelhorns

Allgemeine

Romanbibliothek.

Eine Auswahl

der besten modernen Romane aller Völker.

Dritter Jahrgang.

= Alle vierzehn Tage erscheint ein Band. =

Preis pro Band: **50 Pf.** Eleg. in Leinwand geb.: **75 Pf.**

Der Vorwurf, welcher so oft gegen das deutsche Volk erhoben wird, daß es **keine Bücher kaufe** und sein litterarisches Bedürfnis aus der Leihbibliothek befriedige, findet zum Teil [illegible] seine Erklärung, daß der Preis deutscher Bücher im [illegible] ein hoher, für die meisten unerschwinglicher ist. Den **vielen Tausenden,** die gerne Bücher kaufen und sich in ihren Mußestunden den edlen Genuß einer guten Lektüre verschaffen möchten, will unser Unternehmen die Möglichkeit bieten, sich zu einem **beispiellos billigen Preise** nach und nach eine **eigene Bibliothek** anzuschaffen.

Zu einem **Preise,** welcher **geringer** ist als die

durchschnittliche Gebühr der Leihbibliotheken,

kann man sich jetzt die besten und interessantesten Romane aller Völker in stattlichem Oktavformat und **wirklich schöner und guter Ausstattung** kaufen.

Unsere **„Fünfzig-Pfennig-Bände"** enthalten den Stoff eines gewöhnlichen Romanbandes, der sonst **3 bis 5 Mark** kostet.

In **einem,** höchstens zw[illegible] ständiger Roman abgeschlossen, so d[illegible] **folgt"** wegfällt.

Zweiter Jahrgang:

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von Paul Lindau.
Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte rätselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Maruja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Eleganz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century" hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Postel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Halevys liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser feinigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselierte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Unwiderstehlich fühlt sich der Leser von diesen durch feine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointierte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Die Fortsetzung von „Gift".

Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit bekannter Ohnetscher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch fein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohlgelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Sie ist nicht nur „hübsch", diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärstation im fernen Indien mit ihrem farbenschimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat."
Athenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Die-

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Wir haben für den neuen Jahrgang nicht nur eine Reihe vorzüglicher Werke fremdländischer Autoren, sondern auch hochinteressante Arbeiten von **deutschen Schriftstellern ersten Ranges** erworben. — Erschienen sind bis jetzt:

Erster Jahrgang:

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohnegleichen gefunden – 202 Auflagen – und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Voll von spannender Handlung.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischen Reiz.

Wassiliffa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von H. Aldé. Aus dem Englischen.
Das englische high life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von Georges Ohnet. 2 Bände.
Dem „Hüttenbesitzer" an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Bradden.
Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Mit besonderem Vergnügen kündigen wir diesen überaus graziösen Roman aus der feinen Feder Halévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

Ihr Gatte. Von F. Verga. Aus dem Italienischen.
Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Litteratur.

Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die New-Yorker Zeitung „Sun" schreibt darüber: Der bemerkenswerteste aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Provinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriets unvergleichliches Talent für feine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein Kabinettstück eleganter und plastischer Darstellung!

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starken, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog.
Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu übersetzen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Der ganze Zauber orientalischer Pracht ist über diese duftig und graziös erzählte Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Erster Jahrgang. Band 7.

Vornehme Gesellschaft.

(Introduced to Society.)

Roman

von

Hamilton Aïdé.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Auguste Scheibe.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1884.

PT
1323
.E5
1st
v.7
1894
2508

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Es war an einem Oktobernachmittage des Jahres 1881, als Sir Norman Davenport, in dem Lesezimmer seines Londoner Klubs sitzend, in der Morning-Post folgende seltsame Anzeige fand:

„Eine junge Dame, im Besitz bedeutenden Vermögens und in England fremd, würde bereit sein, ein Drittel ihres Einkommens an eine vornehme Familie abzutreten, welche sich dagegen verpflichtete, sie in die besten Gesellschaftskreise einzuführen, und in deren Hause sie ein angenehmes Daheim fände. Ausgezeichnete Empfehlungen werden beigebracht und verlangt. Adressen unter: A. B. Posterpedition Pread Street, Paddington."

Der Herr, welcher diese Zeilen durch sein goldenes Augenglas las und wieder las, war eine jener stattlichen Erscheinungen, welche mit fünfundsechzig Jahren noch den ehemaligen „schönen Mann" verraten. Er war untadelhaft gekleidet und mit seinem gefärbten Backenbarte und elastischen Gange hätte man ihn beim Begegnen auf der Straße für einen Vierziger halten können. In diesem Augenblicke aber, da er das Zeitungsblatt aus der Hand legte, das Augenglas zusammenklappte und sinnend aus dem Fenster blickte, ließ ihn der nachdenkliche Ausdruck des Gesichts um gute zehn Jahre älter erscheinen. Die eigentümliche Annonce gab ihm offenbar Stoff zum Denken. War sie vielleicht nur ein dummer Spaß? Ein Aprilscherz? Konnte das Anerbieten wirklich ernst gemeint sein? Aber wenn es ernst gemeint war — konnte es ihn nicht aus allen seinen Verlegenheiten reißen? Er wies den Gedanken zwar anfangs als unsinnig zurück, aber derselbe kehrte hartnäckig wieder. „Bedeutendes

Vermögen ... ein Drittel ihres Einkommens ..." Was bedeutete das? Wahrscheinlich handelte es sich um elende drei- bis vierhundert Pfund. Aber lohnte es nicht doch der Nachfrage? Seine gegenwärtige Lage, wie die Neugier trieben ihn, das Gesuch zu beantworten. Was konnte es schaden, wenn er sich anonym mit der Einsenderin in Verbindung setzte? Die Sache führte wahrscheinlich zu nichts; aber in seinen jetzigen bedrängten Verhältnissen durfte er, soviel war ihm klar, kein sich bietendes Mittel unversucht lassen.

Nach halbstündigem Grübeln begab er sich nach dem Bibliothekzimmer, um, nicht ohne einige Schwierigkeiten, die folgenden Zeilen zu Papier zu bringen:

„Ein Baronet von alter Familie, welcher einen Teil des Jahres mit den Seinigen in London, den anderen Teil auf seinem Landsitze zubringt, würde — infolge von Vermögensverlusten — nicht abgeneigt sein, auf das Gesuch unter A. B. einzugehen; vorausgesetzt, daß die eingezogenen Erkundigungen befriedigend ausfielen und die sonstigen Bedingungen ihm zusagten. Adresse, sowie alles Nähere mündlich oder schriftlich niederzulegen, Grays Inn, bei Advokat Quickson, welcher gleichzeitig beauftragt ist, jede gewünschte Auskunft zu erteilen."

Der Schreiber hielt diese Zeilen zwei oder drei Minuten vor sich hin, um sie noch einmal zu überlesen, ehe er den Bogen faltete und das Couvert beschrieb. Selbst als er das Billet bereits mit einer Marke versehen hatte, zögerte er noch einen Augenblick, ehe er es in den Briefkasten gleiten ließ. Was würde Mylady dazu sagen? Obgleich sie sich für gewöhnlich passiv verhielt, gab es doch, wie er wußte, gewisse Punkte, in denen sie nicht mit sich handeln ließ. Würde sie — wie sie konnte — seine noch in der Knospe befindliche Idee mit kaltem Frosthauche töten? Nun, dies Billet verpflichtete ihn ja zu nichts. Es verriet nicht einmal seinen Namen. Man konnte das Weitere noch überlegen, nachdem Mr. Quickson genaue Erkundigungen über die Schreiberin jenes Inserats eingezogen hatte. Und so beruhigt, begab er sich nach seiner Wohnung in Ryder Street, um sich zum Mittagessen umzukleiden.

Sir Norman Davenport speiste bei einer ihm befreundeten Dame und nahm dann mit ihr eine Loge im Alhambratheater, aber der Abend brachte ihm keinen ungetrübten Genuß. Der Anblick seines ältesten Sohnes, den er in Paris glaubte,

und welcher mit zwei sehr schönen jungen Damen in einer Loge ihm gegenüber Platz nahm, störte sein Behagen. „Verwünschter Junge! . . . er hatte es mir doch fest versprochen!“ Aber waren die sich an diese Begegnung unwillkürlich knüpfenden unangenehmen Betrachtungen nicht gerade geeignet, ihn aufs neue von der Zweckmäßigkeit des Schrittes zu überzeugen, den er diesen Nachmittag gethan? Der Leichtsinn seines Sohnes, verbunden mit der eigenen Verschwendungssucht, machte einen „Krach“ unausbleiblich, wenn nichts geschah, um ihn aufzuhalten. Norman Davenport liebte es zwar nicht, den Schwierigkeiten gerade ins Gesicht zu sehen und vermied es, solange er konnte, aber sie hatten sich ihm in letzter Zeit so unabweislich aufgedrängt, und er hatte jetzt einen, wenn auch seltsamen Schritt gethan, der das Räderwerk seiner Privatangelegenheiten wieder in Ordnung bringen konnte.

Sir Norman Davenports Besitzungen, welche die Familie seit einigen Generationen bewohnte, lagen nicht weit von London in einer der östlichen Grafschaften, und sein Einkommen hatte sich, als er das Erbe vor etwa zwanzig Jahren antrat, auf zehntausend Pfund jährlich belaufen. Vier Jahre vorher war sein ältester Sohn geboren worden, und sein damals noch lebender Vater, Sir Giles, welcher Normans verschwenderische Eigenschaften richtig beurteilte, hatte alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um wenigstens einen Teil des Vermögens für seine noch ungeborenen Urenkel sicherzustellen. So war es gekommen, daß sich das Haus in Davenport als zu groß für das disponible Einkommen Sir Normans erwies. Ganz abgesehen von den Extraausgaben, in die der Baronet sich stürzte, würde es ganz unmöglich gewesen sein, hier die gebotene Gastfreundschaft zu üben und zugleich ein Haus in London zu haben, aber es war Sir Norman, hauptsächlich infolge der klugen und haushälterischen Umsicht Lady Davenports, dennoch gelungen, eine Reihe von Jahren den Kopf über Wasser zu halten. Jetzt drohten die Wogen indessen über ihn zusammenzuschlagen. Vergeblich war das Haus am Portman Square vermietet, zwei Drittel der großen Kaserne in Davenport geschlossen und selbst die Hälfte der Dienerschaft entlassen worden. Lady Davenport hatte diese Maßregeln getroffen und beharrlich durchgeführt. Die Existenz der Familie stützte sich gegenwärtig fast ausschließlich auf ihr Vermögen; aber die eingehenden Forderungen nahmen dennoch kein Ende. Es waren teils persönliche Schulden Sir Normans,

teils solche, welche von seinem Sohne Roger herrührten, und was ließ sich dem gegenüber thun? Die Familienbesitzungen wurden von Jahr zu Jahr mehr mit Hypotheken belastet, und Mr. Quickson hatte jetzt erklärt, daß es unmöglich sei, auf diese Pfänder weitere Gelder aufzunehmen.

Wir haben bereits gesagt, daß sich die Existenz der Familie zur Zeit fast ausschließlich auf das Vermögen Lady Davenports stützte, welches man glücklicherweise bei ihrer Verheiratung sichergestellt hatte. Nur zwei Söhne waren aus einer Ehe hervorgegangen, die sich nach den ersten drei oder vier Jahren in eine kalte und liebeleere verwandelt hatte, obgleich es vor der Welt zu keinem offenen Bruche gekommen war. Man wußte wohl im allgemeinen, daß Lady Davenport viel gelitten, aber sie war eine zurückhaltende, wie manche sagten, stolze und kalte, wie einige andere meinten, hochsinnige und kluge Frau, welche sich nie beklagte und überhaupt vertrauliche Mitteilungen vermied.

Sir Norman hatte sich einige Jahre der Diplomatie gewidmet, sprach französisch und italienisch und galt für einen angenehmen Gesellschafter. Dabei war er in seinen Urteilen originell, wenn auch nicht immer zuverlässig; er war gutmütig und hatte in liebenswürdiger Weise anderen Dienste erwiesen, die man mit Recht für ihn in die Wagschale warf, wenn auf seine weniger lobenswerten Eigenschaften die Rede kam. Dies hinderte ihn indessen keineswegs, sich im allgemeinen nur von seiner Selbstsucht leiten zu lassen und in mehr als einer Beziehung den lockersten Grundsätzen zu huldigen. Er war, wie seine Freunde sagten, ein Gentleman, der nie etwas Unehrenhaftes — in dem Sinne, wie er das Wort verstand — thun konnte, wenn auch seine Gattin im Innersten ihres Herzens vielleicht anderer Meinung war, und seine Gläubiger aus ihrer abweichenden Ansicht wahrscheinlich kein Hehl machten. Wäre er der Sohn armer Eltern und gezwungen gewesen, sich durch Fleiß und Arbeit den Weg zu bahnen, so würde wahrscheinlich seine von Haus aus liebenswürdige und leichtlebige Natur der Gewohnheit allzugroßer Nachsicht gegen sich selbst und der daraus entspringenden, von Jahr zu Jahr wachsenden moralischen Feigheit im Kampfe mit dem Leben nicht in der Weise erlegen sein. Und noch verderblicher als auf ihn selbst wirkte diese Verweichlichung auf seinen ältesten Sohn Roger. Man hatte der Trägheit des Knaben in sträflicher Weise nachgegeben und — nachdem

er zum Manne herangereift — kaum den Versuch gemacht, seinen schlimmen Neigungen Zügel anzulegen. Dabei war er weniger liebenswürdig und gutmütig als sein Vater; aber er war klüger, hatte mehr Beobachtungsgabe und besaß mehr Talent, einen einmal gefaßten Plan durchzuführen. Dabei war er von großer, athletischer Gestalt, hatte schöne Züge, und diese Eigenschaften, verbunden mit ungewöhnlich sanften, angenehmen Manieren und einer beinahe weiblich-weichen Klangfarbe des Organs, gewannen ihm nicht nur die Gunst der Frauen, sondern auch die solcher Männer, welche sich mit der glatten Oberfläche der Erscheinung begnügen.

Dieser Sohn machte Lady Davenport zur Zeit die meiste Sorge. Alle anderen Wunden, so schmerzlich sie auch im Anfange gewesen sein mochten, waren im Laufe der Zeit vernarbt und machten sich nur noch bei besonderen Veranlassungen durch einen scharfen Stich bemerklich. Sogar Sir Davenports Geldverlegenheiten traten für sie in den Hintergrund neben den zerrütteten Verhältnissen ihres Lieblingssohnes und dem moralischen Untergange, von dem sie ihn bedroht sah. Aber wenn sie auch nicht die Frau war, den Umständen, wie man es nennt, „Rechnung zu tragen", ihre Augen gegen das Unrecht zu schließen, oder vor sich selbst zu beschönigen, was sie mißbilligte, ja wenn sie in ihrer Ehrlichkeit und Offenheit ihre Meinung auch niemals verhehlte, so besaß sie doch jene vornehme Zurückhaltung, die sie ein für allemal schweigen hieß, wo Widerspruch und Vorstellungen voraussichtlich nutzlos gewesen wären. Etwas lebhaftere Teilnahme, verbunden mit kluger Berechnung, würden ihr wahrscheinlich einen Einfluß verschafft haben, der, wirksamer als schweigende Mißbilligung, ihr zugleich, bis zu einem gewissen Grade, das Vertrauen des Gatten und Sohnes erhalten und vielleicht beide — jedenfalls aber Sir Norman — vor gewissen Dingen bewahrt hätte. So z. B. liebte Sir Norman einen guten Tisch und die heitere Gesellschaft von Bekannten, welche zu empfangen Lady Davenport sich weigerte, und es gab Leute, welche es für klüger gehalten haben würden, wenn sie ihren vortrefflichen Koch nicht entlassen und die Freunde ihres Gatten eingeladen hätte, gleichviel ob sie ihr angenehm waren oder nicht. Aber in Dingen, die sie einmal als richtig erkannt, ließ sie sich zu keinerlei Vergleich herbei. Vor länger als Jahresfrist hatte sie den größten Teil des Hauses Davenport zugeschlossen, führte genau Buch über Ausgaben und

Einnahmen und ehe nicht die letzte Neujahrsrechnung bezahlt war, fielen selbst alle Bitten ihres Sohnes um Geld in taube Ohren. Um seinetwillen, in der Hoffnung, ihn nach und nach an bessere Gesellschaft zu gewöhnen, würde sie zwar bereit gewesen sein, ein Haus zu machen, hätte sich dies in ihren jetzigen Vermögensverhältnissen nur irgend rechtfertigen lassen; so aber stand dies außer Frage, und die Unmöglichkeit, der Umgegend die Honneurs zu machen, hatte zur Folge, daß Lady Davenport auch alle Einladungen ausschlug. Dies erschien ihr allerdings nur als geringes Opfer. Schon als junge Frau hatte sie wenig Vergnügen an dem Gesellschaftsleben gefunden, hatte — obgleich hübsch, klug und unterrichtet — niemals durch Unterhaltungsgabe geglänzt, war niemals in weiteren Kreisen beliebt gewesen und wußte das. Anfänglich hatte es sie geschmerzt, denn Sir Norman war einer jener Männer, welche das Gute, das sie besitzen, nur nach dem Werte zu schätzen pflegen, den die Welt ihm beilegt; aber in den letzten Jahren hatte sie sich keine Gedanken mehr darüber gemacht. Sie war von anderen Sorgen zu sehr in Anspruch genommen, die Schwierigkeiten, mit denen sie kämpfte, waren zu ernst und mannigfaltig, als daß sie ein tieferes Interesse hätte an Dingen nehmen sollen, die sich nicht direkt auf das Wohl oder Wehe ihrer Familie bezogen. Die wenigen Nachbarn, welche von Zeit zu Zeit in Davenport vorsprachen, empfingen — wenn sie angenommen wurden — den Eindruck, daß sich Lady Davenports Kälte und Interesselosigkeit noch ganz ungemein gesteigert habe, und sprachen die Ueberzeugung aus, daß Sir Norman wirklich zu entschuldigen sei. „Wie ganz anders hätte er werden können, wenn er eine andere Frau gehabt hätte."

Zweites Kapitel.

Am nächsten Tage bald nach dem Frühstück erschien Sir Norman Davenport bei Mr. Quickson.

Es würde manchen anderen an seiner Stelle in Verlegenheit gesetzt haben, seinem juristischen Berater die Gedanken mitzuteilen, die ihn gegenwärtig beschäftigten, aber der Baronet hatte seinen Advokaten in der letzten Zeit zu oft in Anspruch

genommen und ihre Besprechungen waren meist zu peinlicher Natur gewesen, um den Klienten nicht der Scheu vor einer ganz offenen Mitteilung zu entheben.

Nicht ein Muskel in Quicksons Gesicht zuckte, als ihm das gedruckte Gesuch vorgelegt wurde; kein Ausruf des Erstaunens entschlüpfte seinen Lippen. Er machte sich einige Bleistiftnotizen und entließ dann Mr. Norman, ohne jede weitere Bemerkung, mit dem Versprechen, ihm Nachricht zu geben, sobald er eine Mitteilung zu machen hätte.

Drei Tage später berief ein Billet den Baronet nach Grays Inn.

„Ich habe die Dame gesehen," begann Mr. Quickson, „und habe auch eine Besprechung mit ihren Rechtsanwälten, den Herren Braggett gehabt, die sehr anständige Leute und mir seit lange bekannt sind. Das Resultat fiel insofern befriedigend aus, als sie die Angaben der Einsenderin, Miß Katharine Johnstone, bezüglich ihres großen Vermögens, bestätigten. Miß Katharine Johnstone ist wirklich sehr reich und ihre Kapitalien sind zum Teil in Staatspapieren, zum Teil in dem Geschäft angelegt, das ihr Vater in Melbourne gegründet hat. Dasselbe besteht zur Hälfte in Grundbesitz und der Bewirtschaftung von Ländereien und wird gegenwärtig von einem ehemaligen Compagnon des Vaters, einem Mr. Grogan, geleitet."

„Und auf wie viel beläuft sich ihr Einkommen?"

„Man schätzt es auf etwa zwölftausend Pfund jährlich; wenigstens erklärt Miß Johnstone sich bereit, jährlich viertausend Pfund für ihre Aufnahme in eine Familie zu zahlen."

„Alle Wetter! Ist das Ihr Ernst?"

„Sie ist das einzige Kind eines Mannes, der vor länger als fünfzig Jahren nach Melbourne auswanderte," fuhr der Anwalt fort, ohne die Unterbrechung zu beachten. „Er war ein anständiger und kluger Mensch, heiratete eine Frau mit etwas Vermögen und es gelang ihm, durch Fleiß und Geschäftskenntnis sich zu dem reichen Manne emporzuarbeiten, als welcher er im vorigen Jahre starb. Miß Johnstone kam vor etwa sechs Monaten nach England zu Verwandten, bei denen sie noch jetzt ist. Wie ich vermute, gefällt es ihr da aber nicht besonders und sie wünscht einen Anschluß zu finden, der ihr mehr Freiheit und vor allem mehr gesellschaftliche Vorteile gewährt, als die Tanten ihr zu bieten vermögen."

„Und wie sieht sie aus?“ fragte Sir Norman. „Natürlich zum Erschrecken?“

„Nein, sie ist ein hübsches, wohlgebildetes junges Mädchen; nicht gerade schön, aber auch durchaus nicht häßlich und mit einem klugen Gesicht.“

„Ah! Aus klugen Frauen mache ich mir nicht viel,“ murmelte der Baronet. „Aber was hat sie für Manieren? Ich vermute gar keine, bei dieser Erziehung in den Kolonien.“

Ein leichtes sarkastisches Lächeln spielte um Mr. Quicksons Mundwinkel, als er entgegnete:

„Darüber habe ich vielleicht nicht das rechte Urteil, Sir Norman; aber es scheint mir, als hätte sie ebenso gute Manieren wie manche andere, welche alle Vorteile einer feinen Londoner Erziehung genossen hat. Man sagte mir auch, daß für ihre Ausbildung nichts gespart worden sei. Sie hatte die beste englische Gouvernante, die für Geld nur zu haben war, und nach der kurzen Unterhaltung mit ihr möchte ich meinen, daß ihr nichts fehle, als die Gewohnheit der gesellschaftlichen Umgangsformen. Sie gesteht diesen Mangel auch ganz offen ein, und es ist mir klar, daß allein die Neugier und das Verlangen nach Dingen, die sie bis jetzt nur aus Romanen kennt, sie zu dem ungewöhnlichen Schritte bestimmte.“

„Das klingt ja alles sehr schön,“ fiel Sir Norman ein. „Und sagen Sie, sind Sie vielleicht dahinter gekommen, wie alt sie ist?“

„Etwa dreiundzwanzig Jahr. Aber, was ich eben hinzufügen wollte, Sir Norman: obgleich alle Erkundigungen nach der jungen Dame sehr befriedigend ausfielen, dürfen Sie sich doch nicht allzu sanguinischen Hoffnungen hingeben. Ich fand Miß Johnstone sehr scharfsichtig, sehr wählerisch und sehr durchdrungen von dem Werte dessen, was sie zu bieten hat.“

„Wählerisch? Nun, ich dächte, meine Stellung und Lady Davenports Charakter böten ihr genügende Bürgschaft. Dieu de Dieu! was verlangt denn die junge Person?“

Der Sachwalter zog bei dieser naiven Frage die Augenbrauen beinahe unmerklich empor, und seine Antwort war eine indirekte.

„Sie verließ mich, indem sie mir sagte, sie habe auf die Annonce mehrere Anerbietungen erhalten und wolle sich, ehe sie weiter verhandle, nach Ihrer Familie und Ihren sonstigen Verhältnissen erkundigen.“

Sir Norman sah, was ihm selten passierte, ein wenig ärgerlich, verblüfft und entmutigt aus.

„Ist dabei etwas zu thun?“ fragte er endlich. „Können Sie mir einen Rat geben? Wenn sie von meinen finanziellen Schwierigkeiten hört, ist, wie ich fürchte, alles vorbei.“

„Vielleicht; wer kann es wissen,“ entgegnete Mr. Quickson trocken. „Es gäbe wohl etwas, wodurch Miß Johnstone günstig gestimmt werden könnte; aber ich fürchte, das läßt sich so leicht nicht machen. Wenn Sie Lady Davenport bestimmen könnten, nach London zu kommen und Miß Johnstone einen Besuch zu machen, so dürfte ihr gelingen, was Ihnen und mir nicht möglich ist.“

„Allerdings; aber ich fürchte, ich fürchte. Sie wissen, Quickson, Lady Davenport hat in manchen Dingen ihren eigenen Kopf. Sie weiß bis jetzt kein Wort von der Sache. Ich hoffte, ihr den Gedanken plausibel zu machen, wenn alle vorbereitenden Schritte geschehen wären, daß sie aber selbst eingreifen sollte, ist wohl kaum zu erwarten. Dennoch will ich den Versuch machen.“

„Das wird das Beste sein, Sir Norman. Wenn ich die junge Dame richtig beurteile, so würde Lady Davenport sich sofort mit ihr verständigen und sie bestimmen, während Ihr Besuch möglicherweise mehr Schaden als Nutzen brächte. Miß Johnstone ist eine kleine schneidige Person. Erfährt sie — was jedenfalls geschieht — etwas von Ihren früheren Verhältnissen und von Ihrer gegenwärtigen finanziellen Lage, so könnte sie Bedenken tragen, in Ihre Familie einzutreten, wenn nicht die Erscheinung und das Wesen der Dame des Hauses ihr alle Sicherheit böte. Sie verzeihen, daß ich ganz offen spreche; aber so sehe ich die Sache an.“

Noch an demselben Abend, zur Zeit des späten Diners, traf der Baronet in Davenport ein. Seine Gemahlin täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß diese unerwartete Ankunft besondere Gründe haben müsse; aber da ihr jüngster Sohn, Malcolm, und sein Erzieher Mr. Holroyd gegenwärtig waren, machte sie keine Bemerkung. Sogar als später Mann und Frau allein blieben, verfolgte sie noch ihre alte Taktik, keine Frage zu thun, die Sir Norman etwa ungern beantworten möchte.

Der Baronet war in großer Verlegenheit und es verging eine Weile, ehe er den Mut gewann, den Gegenstand, der ihm auf dem Herzen lag, zur Sprache zu bringen.

„Haben Sie wohl einmal ernstlich darüber nachgedacht, liebe Elisabeth," begann er, „daß es bei Rogers Verschwendung, Malcolms kostspieliger Erziehung u. s. w. auf die Länge kaum angehen wird, in der seitherigen Weise weiter zu leben? Jetzt bietet sich nun eine Gelegenheit, unser gegenwärtig elendes Einkommen mehr als zu verdoppeln, wenn Sie — wenn Sie zu der Sache Ihre Einwilligung geben."

Hier machte er eine Pause, und Lady Davenport, die zu gut geschult war, um sich über irgend etwas erstaunt zu zeigen oder es zu sein, vermochte diesmal einen Zug der Neugier auf ihrem bleichen Gesicht nicht zu unterdrücken.

„Um was handelt es sich?" fragte sie lebhafter als gewöhnlich.

„Es handelt sich um ein junges Mädchen, welches kürzlich aus Australien hier angekommen ist, ein großes Vermögen besitzt, und sich einer Familie anschließen möchte," entgegnete er, die Sache ein wenig umschreibend.

„Und da haben Sie an Roger gedacht," entgegnete Lady Davenport. „Davon will ich nichts hören. Er soll, nach meinem Willen, nicht heiraten, bis er solider geworden ist und eine wirkliche Neigung gefaßt hat. Eine Heirat um des Geldes willen —"

„Sie mißverstehen mich. An Roger habe ich gar nicht gedacht. Nein; dies junge Mädchen — ihr Name ist Johnstone — wünscht in die Gesellschaft eingeführt zu werden, möchte sich einer Familie anschließen, die das kann, und erbietet sich, dafür jährlich viertausend Pfund zu zahlen. Der Gedanke ist sonderbar und verstößt gegen die herkömmliche Sitte, aber würde sich die Sache nicht trotz alledem machen und befriedigend für uns gestalten lassen?"

Lady Davenports Augen hefteten sich auf die ihres Gemahls. Nach einem Moment des Schweigens gab sie zur Antwort:

„Ich glaube nicht, daß es für uns selbst wünschenswert sein könnte, eine Fremde, eine junge Person, die ich nicht kenne und von der ich nichts weiß, in unser Haus aufzunehmen."

„Das ist's gerade, weshalb ich heute hierher kam," entgegnete der Baronet, die Gelegenheit benutzend. „Ich wünschte gerade, daß Sie Miß Johnstone kennen lernten und sich durch ein persönliches Zusammentreffen ein Urteil über sie bildeten, ehe man sich entschiede. Ich selbst habe sie bis jetzt nicht

gesehen, habe alles, was ich von ihr weiß, nur aus Quicksons Munde." Und nun wiederholte er mit ziemlicher Treue, was der Anwalt ihm gesagt hatte.

„Mein ganzes jetziges Leben würde dadurch verändert werden," sagte Lady Davenport, nachdem er zu Ende war. „Ich müßte Gesellschaft bei mir sehen und das junge Mädchen in Gesellschaften begleiten, wenn wir halten wollen, was wir versprechen."

„Und warum sollten wir keine Gesellschaft bei uns sehen, Elisabeth? Unser Haus ist jetzt so langweilig, daß man es Roger nicht verdenken kann, wenn er so selten als möglich herkommt. Il s'ennuie tout bonnement. Haben Sie nicht hundertmal beklagt, daß nichts hier ist, was ihn anziehen könnte? Wir würden einen anständigen Koch engagieren, würden Roger ein Reitpferd halten — ich würde die Jagd wieder eröffnen, und —"

„Ich glaube kaum, daß dies die Vorteile wären, welche Miß Johnstone für ihre viertausend Pfund erwartet," unterbrach ihn seine Gattin in jenem milden aber festen Tone, der sonst immer so niederschlagend auf des Baronets Beredsamkeit wirkte. Diesmal aber widerstand er ihm.

„Sie vergessen, daß Miß Johnstone das Leben hier sehr einförmig und traurig finden würde, wenn keine jungen Leute im Hause verkehrten. Junge Leute verkehren aber nicht, wo man ihnen kein Vergnügen bietet. Und wenn wir unsere Stellung in der Grafschaft bis zu einem gewissen Grade wieder einnehmen könnten, würde das Roger in mehr als einer Beziehung zu gute kommen."

Lady Davenport schwieg einige Minuten. Sie konnte nicht leugnen, daß etwas Wahres und einiger gesunder Menschenverstand in dem war, was er sagte, und würde sich nie gestattet haben, in einer Sache wie dieser sich nur von ihren Vorurteilen leiten zu lassen. Mochte ihr selbst die Angelegenheit auch widerstehen, sie wollte das Rechte und Richtige thun, wo sie es zu erkennen vermochte. Das seltsame Anerbieten schien in der Theorie einen bequemen Ausweg aus allen bringenden Verlegenheiten zu versprechen. Aber würde es in der Praxis so leicht sein, den Plan mit gutem Gewissen durchzuführen? Würde nicht die Aufnahme in ihrem Hause für jedes junge Mädchen, oder wenigstens für die meisten jungen Mädchen, etwas Bedenkliches haben? Durfte sie Pflichten übernehmen, die zu erfüllen sie vielleicht nicht

imstande war, und mußte nicht schon der Gedanke, einer Fremden Einblicke in ihre eigentümlichen Familienverhältnisse zu gewähren — was ja bei so nahem Zusammenleben nicht ausbleiben konnte —, sie von dem Projekte abstehen lassen? Und dennoch, wenn die übrigen Bedenken glücklich gehoben werden konnten, durfte sie aus dem letzten, wenn auch noch so peinlichen Grunde einen solchen sich bietenden Rettungsanker von sich weisen? Sie wollte das junge Mädchen sehen — ja so weit durfte sie nachgeben — und sich dann durch den Eindruck, den sie empfing, bestimmen lassen.

„Ich werde nach London gehen, wenn Sie es wünschen, und Miß Johnstone aufsuchen," sagte sie endlich. „Aber ist sie auf mein Kommen vorbereitet?"

„Noch nicht," entgegnete Sir Norman. „Ich wollte ohne Sie nichts thun, als daß ich die Wege durch Quicksons Erkundigungen ebnete. Alles Weitere geschieht am besten durch Sie. Wenn Sie ihr morgen eine Zeile schreiben wollten, um Ihren Besuch für übermorgen anzukündigen, so könnten Sie vormittags zur Stadt kommen und nachmittags schon wieder zurückkehren."

„Noch eins, Norman; ich wünsche das Mädchen allein zu besuchen, und kann nichts versprechen, ehe ich sie nicht kennen gelernt habe. Es ist eine Verantwortlichkeit, die ich nicht auf mich nehmen möchte, ohne sie reiflich erwogen zu haben."

„Gewiß, liebe Elisabeth, gewiß. Ist das Mädchen gar zu ordinär, so kann ich Ihnen nicht zumuten, sich mit ihr zu befassen. Aber es ist mir schon ein Umstand eingefallen, der, wenn er zuträfe, sehr günstig sein würde. Sie wissen, wir haben einige entfernte Cousinen Namens Johnstone; könnte es nicht eine von ihnen sein?"

„Das würde an der Sache nichts ändern," entgegnete Lady Davenport ruhig. „Ich habe von diesen Cousinen nie gehört; aber selbst wenn Miß Johnstone eine entfernte Verwandte wäre, würde ich ihre Aufnahme in unser Haus doch nur davon abhängig machen, ob mir ihre Persönlichkeit diese wünschenswert erscheinen ließe."

Sir Norman verfolgte seine Vermutung nicht weiter, denn dieselbe konnte ihm wohl später der Gesellschaft gegenüber von Nutzen sein, auf die Frau seines Herzens hatte sie keinen Einfluß.

Die Antwort auf Lady Davenports Billet bestand in

der einfachen, mit kräftiger, klarer Handschrift geschriebenen Mitteilung, daß Miß Johnstone zu der vorgeschlagenen Stunde daheim sein werde, und kurze Zeit darauf befand sich Mylady auf dem Wege nach der Aberdeen-Terrasse.

Ehe wir die beiden Frauen einander gegenüberstellen, wollen wir versuchen, das Porträt der einen mit flüchtigen Strichen zu zeichnen. Lady Davenport besaß eine hohe, schlanke Gestalt, welche von ihren Freunden „vornehm", von ihrem Gemahl „eckig" genannt wurde, und ein Profil, das man hätte klassisch nennen können, wenn das Kinn nicht zu gerade gewesen wäre. Ihr Gesicht mit den nußbraunen, fest und klar blickenden Augen war nicht ausdruckslos, aber es fehlte den Zügen an Beweglichkeit und sommerlichem Sonnenschein, und wenn ihr Antlitz nie etwas ausdrückte, was sie nicht fühlte, so spiegelte sich vieles, was sie fühlte, doch nicht darin wider. Ihre Haltung von ungezwungener Würde würde als Muster der Haltung einer vornehmen Engländerin haben gelten können, wenn sie etwas mehr Wärme ausgestrahlt hätte. Von Natur wenig mitteilsam, war sie durch lange geheime Sorgen und Kümmernisse, über die sie niemals sprach, deren erkältender Einfluß sich aber im Verkehr mit Fremden unwillkürlich bemerklich machte, in ihrem Wesen nur noch zurückhaltender geworden; aber sie zeigte sich nie anders als gütig und höflich. Sie ließ in dem aufmerksamen Beobachter den Eindruck einer durchaus ehrlichen Seele und vielleicht den einer klugen Frau zurück; aber ihr blasses, schönes Gesicht und ihr kühles, gehaltenes Wesen stießen eher ab, als daß sie Sympathien erweckt hätten.

Gekleidet war Lady Davenport bei dieser Gelegenheit, wie sie sich jetzt immer zu kleiden pflegte, in ruhige Farben und wenig kostbare Stoffe; aber Wahl und Zusammenstellung ihrer Toilette bekundeten den feinsten Geschmack. Mrs. Archibald Johnstone, welche ihr rotes Gesicht an dem Fenster des Speisezimmers platt drückte, um Mylady aus dem Mietwagen steigen zu sehen, machte die Bemerkung, daß das Kleid der Dame weder mit Samt, noch mit schweren Fransen besetzt war, und für die feine Harmonie von Stahl- und Aschgrau fehlte ihr das Auge. Auch den langen, schmalen, fein beschuhten Fuß wußte sie nicht zu schätzen, und die Armbänder und Spangen, nach denen sie sich umsah, waren nirgends zu entdecken.

Ein schmutziger Bursche, der unbeholfen in seinen Livreerock

fuhr, als es klingelte, ging der Dame nach dem Empfangszimmer voraus, wo Miß Johnstone, in Erwartung des angekündigten Besuches, allein anwesend war.

Drittes Kapitel.

Die junge Dame erhob sich, als die Thür geöffnet wurde, und ging der Eintretenden entgegen.

Sie war gut gewachsen, von mehr als mittlerer Größe, obwohl einen reichlichen Zoll kleiner als Lady Davenport und kräftiger gebaut als diese. Ihre Bewegungen waren leicht und ungezwungen, wenn auch etwas zu hastig, um auf Grazie Anspruch machen zu können. Die Gesichtsfarbe war frisch, vielleicht sogar etwas zu frisch, die Augen waren braun, aber ohne besondere Schönheit, die Zähne tadellos gesund. Das dunkle, dichte, kurz geschnittene Haar fiel in ungezwungenen Wellen um die Stirn. Die breiten Brauen waren gut ausgebildet, die Nase zeigte sich weder als impertinentes Stulpnäschen, noch war sie anspruchsvoll gebogen, sondern erschien als ein angenehmes Mittelding, welches den aufmerksamern Beobachter kaum lange in Zweifel ließ, daß die Eigentümerin ein kluges Mädchen und gewöhnt war, Menschen und Dinge scharf ins Auge zu fassen. Der Eindruck, welchen die ganze Erscheinung hervorbrachte, war der überströmender Lebensfülle und Gesundheit.

Lady Davenport blickte dem jungen Mädchen, während sie ihr die Hand reichte, ins Gesicht, und das, was sie da geschrieben fand, erregte ihr Wohlgefallen; aber ein Schauder überlief sie, als sie ihr Auge weiter hinab über die Toilette der jungen Dame gleiten ließ. Dieselbe war reich, aber die Zusammenstellung berührte den fein gebildeten Geschmack der Dame wie eine falsche Note in der Harmonie des Eindrucks, den ihre neue Bekannte auf sie machte. Welcher Dämon hatte bei dieser Vereinigung von Grünspan und Magentabraun die Hand im Spiele gehabt? Und welche krassen Behauptungen ließen sich nicht von der selbstzufriedenen Trägerin solcher kriegerischen und giftigen Farben erwarten?

„Sie sind gekommen, um zu sehen, wes Geistes Kind ich bin, Lady Davenport," begann das Mädchen lächelnd. „Nun,

Sie finden in mir eine reine Barbarin, die, ganz unbekannt mit dem civilisierten Leben, vor Begierde brennt, es kennen zu lernen. Sie können sich ein solches Geschöpf gewiß kaum vorstellen."

„Ich habe bis jetzt niemand in Ihrer Lage gekannt," entgegnete Lady Davenport ein wenig zögernd. „Aber ich kann mir dennoch eine Vorstellung von Ihren Empfindungen und Wünschen machen. Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, welche Erziehung Sie genossen haben, und mir noch sonst einiges über sich selbst zu erzählen?"

„Das kann mit wenigen Worten geschehen. Meine Mutter starb, als ich noch ein Kind war. Wir lebten ziemlich entfernt von einer größeren Stadt auf der Farm meines Vaters. Er hatte sein Geschäft in Melbourne und hielt sich häufig dort auf, ich selbst aber habe bis vor zwei Jahren immer auf dem Lande gelebt. Ich wurde, ohne einen Spiel- oder Altersgenossen, durch eine sehr unterrichtete Gouvernante erzogen, die ich haßte. Wäre das nicht gewesen, so würde ich gewiß ein Weltwunder von Gelehrsamkeit geworden sein; dagegen wäre ich sicherlich ein ganz unwissendes Ding geblieben, hätte ich nicht große Lust zum Lesen gehabt. Vor zwei Jahren hatte mein Vater die Absicht, mich nach England zu bringen. Er wickelte deshalb seine Geschäfte auf dem Lande ab und wir gingen nach Melbourne, wo wir nur einige Monate bleiben wollten. Aber er wurde krank, wir verweilten länger als ein Jahr in der Stadt, dann starb er und ich ging über das Wasser zu meinen hiesigen Verwandten."

Lady Davenport schwieg einen Augenblick, ehe sie mit ihrer klaren Stimme sagte:

„Gestatten Sie mir die Frage, warum Sie Ihre Verwandten verlassen und eine Heimat unter Fremden suchen wollen?"

Miß Johnstone schien keinen Augenblick in Verlegenheit.

„Erstens, weil ich keine Zuneigung für die Leute empfinde," entgegnete sie unbefangen. „Als ich vor sechs Monaten in England landete, waren wir uns vollständig fremd, und sie führen ein zu langweiliges Leben, während ich etwas von der Gesellschaft sehen möchte; von jener Gesellschaft, meine ich, die ich nur aus Büchern kenne. Vielleicht gefällt sie mir gar nicht, aber es ist doch immerhin der Mühe wert, den Versuch zu machen. Sind Sie nicht auch der Meinung?"

„Nein," erwiderte Lady Davenport ruhig.

„Warum nicht?"

„Sie würden mich kaum verstehen, wenn ich's Ihnen erklärte, und würden mich vielleicht für anmaßend halten."

„Nein, das werde ich nicht. Bitte, sagen Sie mir, was Sie denken."

„Ich finde es nicht gut und richtig, daß ein junges Mädchen auf diese Weise aus ihrer eigenen Gesellschaftssphäre heraustritt, und ist sie reich, so wird durch diesen Schritt die Gefahr für ihr Glück nur noch größer. In jedem Falle wird sie unzufrieden und riskiert, Dingen, die im Vergleich zum wirklichen Glücke keinen Wert besitzen, zu großes Gewicht beizulegen. Ein Mädchen in dieser Lage wird, fürchte ich, wenn sie einst ihre Wahl fürs Leben zu treffen hat, immer Gefahr laufen, einen wirklichen Edelstein, weil er unscheinbar gefaßt ist, um eines glänzenden Kiesels willen zu verschmähen."

„Aber wenn sie doch keine wirklichen Edelsteine findet? Wenn ihre ganze Umgebung aus wertlosen Kieseln besteht, ist es dann nicht besser, daß sie zusieht, was ein anderer Kreis ihr bietet? Jedenfalls würde ich mich nie beruhigen, wenn ich es nicht versuchte, denn meine Neugier ist unersättlich, wie Sie bald finden würden, Lady Davenport, wenn es je dazu käme, daß Sie mich näher kennen lernten. Sie haben selbst keine Töchter, nicht wahr?"

„Nein, ich habe keine Töchter."

„Das ist mir sehr lieb. Ich habe so wenig junge Mädchen gekannt, daß ich nie weiß, was ich mit ihnen sprechen soll. Mit Männern verstehe ich viel besser zu verkehren. Sie haben zwei Söhne, wie ich höre."

Lady Davenport fühlte sich wie von einer Schlange berührt und zog sich unwillkürlich in die Schale ihrer Unnahbarkeit zurück.

„Der älteste ist selten bei uns, der jüngste, noch ein Knabe, befindet sich mit seinem Erzieher im Hause."

Miß Johnstone sah etwas enttäuscht aus.

„O! ... Auf mein Gesuch hat sich noch eine verwitwete Vicomtesse gemeldet; aber sie besitzt eine Tochter und wohnt in einem kleinen Hause in Belgravia. Sie haben, wie man mir sagt, eine schöne, große Besitzung auf dem Lande, wo ich allein ausreiten könnte, sowie ein Haus in London?"

„Unser Haus in London ist gegenwärtig vermietet. Wenn Sie sich uns anschlössen, würden wir allerdings zur Saison

nach der Stadt übersiedeln, in unseren jetzigen Verhältnissen können wir das nicht."

„Sie sind aufrichtig und offen," entgegnete das junge Mädchen lächelnd. „Wissen Sie, daß die verwitwete Vicomtesse (ihren Namen will ich nicht verraten), sich den Anschein geben wollte, als ob sie mich nur aus Menschenliebe bei sich aufnähme und als erwüchsen ihr dadurch große Unbequemlichkeiten. Ist das nicht belustigend?"

Lady Davenport lächelte ein wenig.

„Ich habe nicht die Absicht, Ihnen zu verhehlen, daß die gebotenen Vorteile allein Sir Norman und mich bestimmten, auf den Gedanken einzugehen, Miß Johnstone," entgegnete sie. „Wir haben uns aus verschiedenen Ursachen genötigt gesehen, uns einzuschränken. Sir Norman wünscht natürlich unsere frühere Lebensweise wieder aufzunehmen, das heißt auf dem Lande ein Haus zu machen und die Saison in London zuzubringen. Ich persönlich würde vorziehen, im jetzigen Stile weiter zu leben; aber darauf kommt nichts an. Schließen Sie sich uns an, so übernehmen wir natürlich die Verpflichtung, hier wie in Davenport Gesellschaft zu empfangen, aber ich kann dennoch nicht versprechen, daß es Ihnen bei uns gefallen wird. Sie würden zeitweise allein sein müssen und ich fürchte, ich selbst bin keine heitere Gesellschaft für ein junges Mädchen."

„Ich glaube, daß ich Sie lieb haben werde, wenn Sie mir das erlauben," gab das junge Mädchen in weicherem Tone zur Antwort. „Sie machen den Eindruck einer wirklichen Dame, es ist nichts Falsches an Ihnen, wie an der Vicomtesse, die gestern hier war und die ich sofort als Humbug erkannte. Ich glaube nicht, daß ich mich mit Ihnen langweilen werde, und bin gewöhnt, viel allein zu sein."

Lady Davenport blieb noch eine halbe Stunde. Sie veranlaßte das junge Mädchen, über allerlei Gegenstände zu sprechen, aus denen sie auf die ganze Richtung ihres Wesens, ihre Grundsätze und Ansichten schließen konnte; aber so rückhaltslos Miß Johnstone ihren Gefühlen und Meinungen Ausdruck gab, so fand die ältere Dame doch bald, daß sie wenigstens ebenso gründlich ausgefragt wurde. Das Resultat war, daß Lady Davenport mit Teilnahme und Neugier von der jungen Dame schied. Sie war auf einen Charakter gestoßen, der — jedenfalls durch die Umstände gebildet — ihr in solcher Entschiedenheit noch nicht vorgekommen war. Seine Ehrlichkeit und Reinheit unterlag keinem Zweifel, dagegen

stand es mit dem Taktgefühl etwas fraglicher und die Keckheit und Offenheit der Sprache verstieß zuweilen gegen den Geschmack einer so wohlerzogenen Frau wie Lady Davenport. Da das junge Mädchen aber ein sehr rasches Auffassungsvermögen besaß, ließen sich diese Fehler wohl verbessern.

Ehe Lady Davenport aufstand, um zu gehen, sagte sie mit größerer Wärme, als sie bis dahin gezeigt:

„Wenn Sie sich entschließen sollten, zu uns zu kommen, Miß Johnstone, würde ich die Empfindung haben, etwas von der Verantwortlichkeit einer Mutter zu übernehmen. Das ist vielleicht gar nicht, was Sie suchen und wünschen; aber ich fühle, es würde so sein, und ich könnte dieser Pflicht nicht genügen, wenn Sie mir nicht erlaubten, ganz offen mit Ihnen zu sprechen, Ihnen zu raten, oder Ihnen Vorstellungen zu machen, wenn ich Veranlassung dazu fände."

„Sie dürfen mir sagen, was Sie wollen, Lady Davenport; ich werde Ihnen immer dankbar sein und glaube, Ihnen Gehorsam in allem versprechen zu können, was sich auf das Dekorum der guten Gesellschaft bezieht. Was mich selbst, das heißt mein eigenes inneres Wesen betrifft" — hier ließ sie eine kleine Pause eintreten —, „so werden Sie mich vielleicht etwas halsstarrig und unlenksam finden, jedenfalls werde ich aber alles, was Sie mir zu sagen haben, so gut aufnehmen, wie es gemeint ist."

„Sie behalten sich die vollständige Freiheit der Handlungsweise vor, und ich thue das ebenfalls," entgegnete die andere ruhig. „Es können Verhältnisse eintreten, die mich zwingen, Ihnen zu sagen: ‚Thun Sie das und das, oder thun Sie es nicht,' und würden Sie dann meinem Rate nicht folgen, so dürften Sie nicht erstaunt sein und mich nicht für hart halten, wenn ich Sie bäte, sich ein anderes Daheim zu suchen."

Miß Johnstone blickte Lady Davenport fest in die Augen.

„Ich glaube nicht, daß Sie Ursache haben werden, mich aus Ihrem Hause zu weisen," sagte sie lächelnd. So schieden sie.

„Ich habe keine Sorge. Das Mädchen ist ein eigentümlicher, aber ehrlicher Charakter, gibt sich, wie sie ist, und scheint dabei klug," sagte Lady Davenport, als sie später mit Sir Norman zusammentraf. „Ich denke, wir werden miteinander auskommen. Sie ist neugierig wie ein Kind, die Gesellschaft kennen zu lernen, aber sie hat nichts Gemeines oder Prätentiöses in ihrem Wesen — mit Ausnahme ihrer Kleidung — und die hoffe ich zu verbessern."

Diesem ersten Besuche folgte am nächsten Tage der Sir Normans bei Miß Johnstone, und auch dieser verlief befriedigend. Ihr heiteres Wesen gefiel ihm, und ihr helles Lachen, der Humor, welcher sich in ihren Antworten ausdrückte, vor allem das sichtliche Wohlgefallen, welches sie an Sir Normans Unterhaltungsgabe zeigte, nahm ihn für sie ein. Er war so unverhohlen eitel, schmeichelte sich so gern mit dem Glauben, jedes weibliche Wesen bezaubern zu können, und amüsierte das junge Mädchen in der That. Sie hatte nie einen Mann kennen gelernt, welcher diesem gesprächigen, mittelalterlichen Dandy geglichen hätte, der das Leben so leicht nahm und seine Pflichten und Verantwortlichkeiten färbte wie seine grauen Haare, das heißt sie in die sonnigen Tinten jugendlich sanguinischer Hoffnungen tauchte.

„Ich habe einen Wagen und ein Paar Pferde gekauft, mit denen ich selbst zu kutschieren gedenke, und möchte Sie bitten, mir beim Ankauf zweier Reitpferde behilflich zu sein," sagte Miß Johnstone, als Sir Norman sich anschickte, Abschied zu nehmen. „Für diese Pferde werden Sie den Unterhalt zu bestreiten haben und außerdem für einen Reitknecht, der mit mir ausreitet. Auch einen Diener wünsche ich für mich allein."

„Gewiß, gewiß, ça va sans dire."

„Ich ziehe vor, gleich von vornherein zu sagen, was ich verlange; denn wenn ich auch nicht viel von Geschäften verstehe, wie Sie vielleicht fälschlich glauben, so halte ich doch die größte Offenheit für geboten, und da ich die Kosten und Preise in England nicht kenne, so möchte ich eine Summe in Bausch und Bogen zahlen. Wie Ihnen Ihr Anwalt wohl mitgeteilt hat, beträgt diese vierteljährlich tausend Pfund."

„Ich glaube, er sagte mir so etwas," entgegnete der Baronet mit der Miene eines Mannes, dem solche Einzelheiten völlig gleichgültig sind, und fügte dann warm hinzu: „Sie haben heute wie später Ihre Wünsche nur auszusprechen, und welcher Art dieselben auch sein mögen, ich werde mein möglichstes thun, um sie zu erfüllen."

„Das ist mehr, als Lady Davenport mir versprochen hat, und ihr glaube ich mehr als Ihnen, Sir Norman," gab Miß Johnstone lachend zur Antwort.

„Ah, das ist sehr grausam ... Ich versichere Sie, daß ich Ihrem Aufenthalt in unserem Hause mit dem größten Vergnügen entgegensehe, und hoffe, Sie werden sich als zur Familie gehörig betrachten. Dabei fällt mir ein," setzte er

mit seinem einschmeichelndsten Lächeln hinzu, „daß ich Verwandte Ihres Namens habe. Ich wüßte nicht, warum Sie nicht unsere Cousine sein sollten, und wenn Sie erlauben, nenne ich Sie so."

„Wollen wir damit nicht warten, bis wir wissen, ob es mit der Verwandtschaft auch seine Richtigkeit hat," erwiderte sie mit einem schelmischen Blinzeln ihrer braunen Augen. „Ich hätte sicherlich etwas davon gehört, wenn ich mit einem Baronet verwandt wäre."

„Es ist nur eine entfernte, sehr entfernte Verwandtschaft; aber ich nehme für gewiß an, daß sie besteht."

Miß Johnstone hatte den Wunsch, sobald als möglich nach Davenport überzusiedeln; aber Mitte November kam immerhin heran, ehe die Ställe instandgesetzt und der Haushalt zu ihrer Aufnahme vorbereitet waren, denn man hatte vorher den ganzen bis jetzt verschlossenen Teil des Hauses zu lüften, zu reinigen, aufzufrischen und zur Aufnahme von Gästen einzurichten. Sir Normans Schwester, Lady Retford, und eine oder zwei andere Damen sollten mit Miß Johnstone gleichzeitig eintreffen, und zu Weihnachten erwartete man eine größere Anzahl von Gästen. Lady Davenport hatte versprochen, bei dem im Januar stattfindenden Grafschaftsballe mit die Honneurs zu machen, und in der Nachbarschaft sprach man fast von nichts als von der erstaunlichen Thatsache, daß die Davenports ihr Haus wieder öffneten und die unnahbare „Chatelaine" wieder an öffentlichen Festivitäten teilzunehmen gedenke.

Die Erscheinung eines blühenden jungen Mädchens, welches an einem hellen Novembermorgen, von Sir Norman begleitet, eine herrliche Vollblutstute reitend, auf einem der Jagdsammelplätze erschien, trieb die Neugier auf die Spitze, obwohl man darin zugleich die Lösung des Rätsels erblickte.

Viertes Kapitel.

Es dürfte jetzt nötig sein, zwei andere Mitglieder des Davenportschen Hauses einzuführen, von denen bis dahin nicht die Rede gewesen ist.

Roger und sein Bruder Malcolm waren im Alter um sechs Jahre auseinander. Malcolm, ein zarter, etwas

weibischer Jüngling von achtzehn Jahren, besaß angeborene Talente für Musik und Zeichnen, die indessen — nicht durch ernste Studien ausgebildet und geregelt — nur durch die Wochenberichte über Ausstellungen und Konzerte eine ungesunde Nahrung erhielten. Die Begeisterung des jungen Mannes, den man im ganzen nicht dumm nennen konnte, hatte, wo sie zum Ausdruck kam, leicht etwas Lächerliches, und sowohl seine Gesundheit, wie die in seiner Natur begründete Unmöglichkeit, den mannigfachen Gefahren einer öffentlichen Bildungsanstalt zu trotzen und sich siegreich hindurch zu schlagen, hatten seinen Austritt aus Eton nötig gemacht. Seitdem setzte er seine Studien unter der Leitung Mr. Holroyds, seines Erziehers, fort — eines ungewöhnlichen Menschen, der Lady Davenports höchste Achtung und ihr unbeschränktes Vertrauen genoß. Dasselbe stützte sich darauf, daß Mr. Holroyd fünf Jahre vorher, als Roger neunzehn Jahre alt gewesen, dieselbe Stellung bei dem ältesten Sohne eingenommen hatte, welcher, wie man damals hoffte, die diplomatische Carriere einschlagen sollte. Er hatte Eton vor Jahresfrist verlassen, war darauf in eine „lateinische" Privatschule gekommen, in der er einfach nichts gethan hatte, und dann ins elterliche Haus zurückgekehrt, wo Holroyd ihn unterrichten sollte. Nach Ablauf von sechs Monaten hatte dieser aber die Stellung aufgegeben.

„Ich bringe Ihren Sohn nicht zum Arbeiten und fühle, daß ich auch sonst keinerlei Einfluß auf ihn gewinne, will Ihnen also das Geld nicht länger aus der Tasche stehlen," hatte er gesagt.

Alle Gegenvorstellungen der Mutter hatten nichts gefruchtet, und wenn sie darüber betrübt war, hatte sich doch die Achtung für den Mann vervierfacht. Mr. Holroyd war dann beinahe vier Jahre Lehrer eines österreichischen Erzherzogs gewesen und durch einen glücklichen Zufall gerade in dem Moment frei geworden, als Malcolm Eton verließ. Lady Davenport hatte ihn gebeten, sich der Erziehung ihres jüngsten Sohnes anzunehmen, und nach kurzem Zögern hatte er eingewilligt.

Philipp Holroyd war gegenwärtig vierzig Jahre alt und seine Jugenderziehung, wie seine späteren vielfachen Erfahrungen hatten dazu beigetragen, ihn zu einem Charakter auszubilden. Als einziger Sohn eines englischen Offiziers mit geringem Vermögen und einer Französin aus alter legitimistischer Familie, war er in Paris geboren und in Charterhaus erzogen. Nach

dem Tode des Vaters, welcher erfolgte, als der Knabe sechzehn Jahre alt war, hatte die Mutter ihn aus der Schule und zu sich nach Graz genommen, wohin sie ihrer Freundin, der Herzogin von Berri, gefolgt war. Dann hatte Philipp zwei Jahre die Universität Bonn besucht und war endlich in ein österreichisches Kavallerieregiment eingetreten. Er war ein vorzüglicher Offizier, guter Reiter und Fechter gewesen, aber er hatte nicht vermocht, sein leidenschaftliches Wesen zu zügeln, und hatte infolgedessen verschiedene Ehrenhändel auszufechten gehabt. Und nicht genug damit, hatte er sich in der Langweile des Garnisonslebens der Provinz zum Spiel verleiten lassen, eine bedeutende Summe verloren und sich in der Angst seines Herzens an die Mutter gewendet, deren geringes Vermögen indes kaum hinreichte, die Ehrenschuld zu tilgen. Dies war der Wendepunkt seines Lebens geworden. Er legte sich selbst das Gelübde ab, den Thorheiten der Jugend den Rücken zu kehren und seine Fähigkeiten in einem Berufe zu verwerten, der es ihm möglich machte, seiner Mutter den Verlust zu ersetzen und den Rest ihres Lebens sorgenlos zu gestalten. Er nahm zu diesem Behufe den Abschied, und seine militärischen Kenntnisse, sein Ruf als vorzüglicher Offizier, seine klassischen Studien, sowie seine Fertigkeit in mehreren lebenden Sprachen machten es ihm leicht, die Stellung eines Hofmeisters bei jungen reichen Leuten zu erhalten und auszufüllen, welche in die Kavallerie eintreten wollten.

So hatte Philipp Holroyd mehrere Jahre hindurch eine reichliche Erwerbsquelle gefunden, als er, da eins seiner Engagements gerade zu Ende ging, seine Mutter nach Venedig begleitete, wo ihre Freundin, die verbannte Herzogin, residierte. Dort war er mit Sir Norman und Lady Davenport, die eine kurze Herbsttour machten, zusammengetroffen. Man hatte sich näher kennen gelernt; das Ehepaar hatte ihm das Anerbieten gemacht, den ältesten Sohn für die diplomatische Laufbahn vorzubereiten, und er hatte es angenommen. Das Experiment schlug indessen, wie wir bereits wissen, fehl. Philipp kehrte nach Graz zurück, wo seine Mutter bald darauf starb, und er wurde zum Hofmeister eines der Erzherzöge ausersehen, eine Stellung, die er mit Ehren ausfüllte. Nichts als seine große Achtung und Ergebenheit für Lady Davenport konnte ihn später vermögen, die Erziehung Malcolms zu übernehmen. Aber er war sicher, auf den jungen Mann einen Einfluß zu gewinnen, und obgleich er sich über die verquälten und ver-

drießlichen Verhältnisse, die ihn erwarteten, keinen Augenblick täuschte, kehrte er nach Davenport zurück.

Und der Erfolg rechtfertigte sein Vertrauen auf die eigene Kraft. Malcolm hatte unter seiner Leitung arbeiten gelernt und war jetzt ein vortrefflicher Schüler, obgleich seine Selbstüberschätzung und die Sucht, um jeden Preis — selbst auf die Gefahr der Lächerlichkeit — die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu ziehen, Schwächen waren, die sich nicht so leicht bekämpfen ließen, zumal er darin von einer thörichten Person seiner Umgebung noch bestärkt wurde. Er verbrachte täglich einen Teil seiner Zeit am Piano, um irgend einen neuen Meister zu „interpretieren", und beklecksste eine große Menge Leinwand mit Farbe; aber obgleich er die feste Absicht aussprach, Maler oder Musiker zu werden, hatte er sich bis jetzt noch für keine der beiden Künste zu entscheiden vermocht und schien der Ueberzeugung zu leben, man könne es, auch ohne ernste Studien, auf der breiten, bequemen Bahn des Dilettantismus zur Meisterschaft bringen.

Im übrigen fand Holroyd die Verhältnisse in Davenport, seit er es vor fünf Jahren verlassen, nicht besser geworden. Lady Davenport sprach nicht von ihren Kümmernissen, aber Philipp Holroyd wußte nur zu gut, wie unausgesetzt sie darunter litt. Sir Norman war selten daheim und Roger kam nur gelegentlich auf einige Tage, um womöglich von seiner Mutter Geld zu erpressen. Malcolm und sein Erzieher führten ein sehr einsames Leben, und da der junge Mann an Jagd und Fischfang kein Vergnügen fand, ging ihm selbst die Erholung verloren, welche ein Kaninchengehege und ein Forellenbach gewähren können. Holroyd nahm wohl gelegentlich seine Flinte über die Schulter und streifte, im Gefühl der Notwendigkeit körperlicher Bewegung, begleitet von einem alten, halbblinden Hühnerhunde, über die Hügel; in der Regel leistete er indessen dem jungen Manne, wenn dieser es wünschte, Gesellschaft. Er kam dadurch nur den Forderungen seines strengen Pflichtgefühls nach, denn weder persönliche Zuneigung, noch eigene Lust an den Vergnügungen seines Zöglings bestimmten ihn dazu. Holroyd war nicht frei von Selbstsucht, auch konnte man ihn im allgemeinen keinen wohlwollenden Mann nennen; er gehörte nicht zu den Naturen, die sich leicht anschließen, und sein Herz zog ihn nicht zu dem jungen Manne hin, dessen Reden und Manieren ihn fortwährend reizten. Aber er erkannte unter der affektierten Außenseite Malcolms dennoch

einen guten Kern, und meinte, diesen edleren Teil seines Wesens durch seine Gesellschaft besser zu entwickeln, als wenn er sich darauf beschränkte, Aeschylos und Schiller mit ihm zu lesen.

In seinem Aeußeren hatte Holroyd wenig Englisches; aber noch weniger hätte er Franzose sein können, obgleich sein Kopf dem eines Mannes jener Nation ähnlich gefunden wurde, welcher wie ein Turm aus ihrer Geschichte emporragt. Sein Profil mit der scharfen, gebogenen Nase, dem eckigen, bartlosen Unterkiefer und dem festen Kinn erinnerte ohne Zweifel an das Napoleons; aber die hohe, aufrechte, hagere Gestalt mit den lebhaften Bewegungen war der des „kleinen Korporals" so unähnlich wie die klaren, grauen Augen und das dicke, gelockte Haar, welches noch die ganze Fülle besaß, die es vor zwanzig Jahren besessen hatte.

Im allgemeinen genoß Philipp Holroyd keiner großen Beliebtheit; denn er war zu zurückhaltend, um leicht Bekanntschaften anzuknüpfen, und befleißigte sich in der Unterhaltung einer gewissen militärischen Kürze, welche manchen mißfiel. Sir Norman fand seine Manieren zuweilen „cassant", und in der That pflegte der Hofmeister seines Sohnes, wenn er um seine Meinung befragt wurde, dieselbe rückhaltslos schneidig und ohne beschönigende oder beschwichtigende Umschweife auszusprechen. Nur im Verkehr mit Lady Davenport war das nicht der Fall. War er anderer Meinung als sie, so zeigte er immer, daß ihre Ansichten Wert für ihn hatten und daß er dieselben nie ohne reifliche Ueberlegung verwarf; immerhin ein Zugeständnis von Belang für jemand, der das Urteil der Welt beinahe hochmütig ablehnte. Ueberhaupt war Holroyds Benehmen Frauen gegenüber, wenn auch kalt und förmlich, dennoch immer respektvoll und fern von verletzender Ueberhebung.

Nur eine Frau gab es, welche ihn fast in jedem Gespräch dahin brachte, seiner Ungeduld den Zügel schießen zu lassen; aber nicht etwa, weil er sie mißachtete, sondern weil sie in ihrer grenzenlosen Neugier fortwährende Versuche machte, über die geheimen Ursachen, welche das Familienleben der Davenports untergrub, Auskunft von ihm zu erlangen, oder ihm sein Urteil über das eine oder andere Glied der Familie abzulocken. Diese Frau war die einzige Schwester Sir Normans, Lady Retford, eine kinderlose Witwe mit bedeutendem Vermögen, über das sie zum Teil das Verfügungsrecht besaß. Der letztere Umstand erklärte, warum sie in Davenport, so oft sie dort erschien, als hochwillkommener Gast behandelt

wurde. Sie war im ganzen keine Person von übeln Absichten; man wußte sogar allerlei Gutes von ihr zu sagen. Gegen ihren Bruder und seine Familie hatte sie sich oft generös gezeigt, und das bestimmte selbst Lady Davenport, ihre Schwägerin stets mit einer gewissen Herzlichkeit zu behandeln. Dennoch waren diese Besuche für die Frau des Hauses stets eine harte Prüfung, weniger wegen des Mangels an Zartgefühl, mit dem Lady Retford ihren verborgenen Herzenswunden nachspürte, und nicht sowohl um des teils schalen, teils skandalösen Klatsches willen, der in ununterbrochenem Strome über die Lippen des Gastes floß, als wegen des verderblichen Einflusses, den die Tante auf ihren Neffen Malcolm ausübte. Sie nannte ihn nie anders als den „armen lieben Jungen", entschuldigte nicht nur alle seine Thorheiten, sondern bestärkte ihn darin; lobte seine Malerei, zollte seinem Gesange lauten Beifall, leistete seiner Trägheit Vorschub und beklagte sein hartes Schicksal unter einem so strengen Hofmeister. Ihre Neugier trieb sie immer wieder, mit Mr. Holroyd zu sprechen, aber seine Art und Weise, sowie die Unmöglichkeit, „etwas aus ihm heraus zu bekommen", erregten ihren Unwillen, und sie nannte ihn hinter seinem Rücken nie anders als den „militärischen Diktator", ein Witz, der ihr selbst unsägliches Vergnügen bereitete.

Als Lady Retford hörte, daß Miß Johnstone in dem Hause ihres Bruders wohnen würde, erschien ihr der Gedanke sehr angenehm, und sie kündigte sogleich ihren Besuch für die Zeit der Ankunft der jungen Dame in Davenport an. Sie war zu neugierig auf das reiche „halbwilde" Mädchen, von dem ihr Bruder gesprochen hatte, und beschäftigte sich im voraus lebhaft mit ihr. Würde ihr Sir Norman den Hof machen und Myladys Eifersucht erregen? Oder würde der Thunichtgut Roger versuchen, der Familie wieder auf die Beine zu helfen, indem er sie heiratete? Genug, Lady Retford ließ ihrer Einbildungskraft, wie ihrer Liebe zur Intrigue vollständig freien Lauf und schwelgte im Geiste bereits in einer Menge von Verwickelungen, die möglicherweise aus dem Aufenthalt der australischen Erbin in ihres Bruders Hause entstehen konnten.

Es war an einem jener milden, grauen Wintertage, die, in der Stadt so farblos, mit ihren gedämpften Ruysdaelschen Tönen, auf dem Lande eines gewissen Reizes nicht entbehren, als Katharine Johnstone, von der Eisenbahnstation kommend,

durch den schönen alten Park von Davenport fuhr. Ein Teil desselben war allerdings als Weideland verpachtet; man hatte viele der alten Eichen niedergeschlagen, die Gebäude der Meierei, wie die Hütten der Gutsangehörigen und die Umzäunungen bedurften der Ausbesserung; aber das Mädchen hatte dafür kein Auge. Sie sah nur ausgedehnte Wiesenflächen, auf denen Schaf- und Rinderherden gingen, mächtige Baummassen, die sich von dem grauen, tief herniederhängenden Himmel, der sie zu berühren schien, dunkel abhoben, Gruppen von Farnkräutern, die zum Teil noch grün, meist aber braun und welk aussahen; hier und da eine einsame Föhre, einen Teich oder Wasserstreifen, dessen Ufer mit hohen Schilfgräsern bewachsen war, oder einige gefällte, rot schimmernde Baumstämme, welche mit den letzten gelben Blättern der Birken die einzigen farbigen Punkte eines Gemäldes bildeten, das im übrigen nur grau in grau gehalten war. Sie liebte das Landleben, denn ihre starke physische Natur bedurfte der Freiheit und der frischen Luft, und sie erfreute sich der Vögel in den Zweigen und der Tiere auf dem Felde, während sie gleichzeitig ihren scharfen Verstand und ihre lebhafte Wißbegier in dem Verkehr mit einer ihr nur aus Büchern bekannten Welt des Luxus und der raffinierten Eleganz zu befriedigen suchte. Und so that sie denn einen tiefen Atemzug und zeigte ihrem kleinen Kammermädchen, während sie rechts und links aus dem Wagenfenster schaute, ein lächelndes Gesicht.

Endlich kam ein großes, graues, steinernes Gebäude mit einem griechischen Portikus und zwei Seitenflügeln in Sicht — ein imposantes Bauwerk, wie Katharine wohl in alten Taschenbüchern abgebildet gefunden, aber in Wirklichkeit noch nie gesehen hatte. Dasselbe erfüllte alle ihre Erwartungen, denn Fenster und Säulen waren in Fülle vorhanden und ihre Unkenntnis der architektonischen Gesetze war glücklicherweise so groß, daß ihr die weniger befriedigenden Details entgingen. Der Kiesweg führte unter den Portikus, und Sir Norman, der sich, für einen Landedelmann sehr passend in ein Samtröckchen und lederne Gamaschen gekleidet, an der Thür zeigte, half Katharine Johnstone aus dem Wagen. Durch die viereckige Halle, an deren Wänden Glaskästen mit ausgestopften Vögeln hingen, führte er dann seine junge Schutzbefohlene in der verbindlichsten Weise nach dem langen, geräumigen Bibliothekzimmer. Vor dem Kamin desselben — gegenüber den vier nach einem Grasplatz hinausführenden Fenstern — stand ein mächtiges

behagliches Sofa, umgeben von einigen Lehnstühlen, sowie ein kleiner, mit Zeitungen und einem Arbeitskörbchen beladener Tisch, und außerhalb dieser kleinen warmen Bai lagen gastliche Inseln, gebildet durch Sofas und Ruhesitze aller Art, die sich um größere, mit Mappen und Büchern bedeckte Tische gruppierten. Einige blaue chinesische, mit gelbem Chrysanthemum gefüllte Vasen vervollständigten die Ausstattung des Zimmers, die trotz der Fadenscheinigkeit des alten türkischen Teppichs, der Gardinen von rotem Wollenstoff, der Plumpheit der Möbel und der Abwesenheit aller jener Kleinigkeiten, welche die modernen Salons schmücken, vornehm aussah und den Eintretenden freundlich einlud, sich's an dem altmodischen Kamin, in der Gesellschaft der treuesten aller Freunde, der Bücher, und in den großen, gut erhaltenen Ledersesseln, die ihre Arme von allen Seiten gastlich ausstreckten, bequem und behaglich zu machen.

Lady Davenport, die auf dem Sofa saß, erhob sich und trat ihrem Gast mit ruhigem, freundlichem Lächeln zur Bewillkommnung entgegen. Die Dame an der anderen Seite des Kamins hob nur ihr Augenglas in die Höhe und hörte auf zu stricken, wie Katharine sogleich mit scharfem Auge wahrnahm. Einen Moment später sagte jedoch Sir Norman: „Miß Johnstone, erlauben Sie mir, Sie mit meiner Schwester, Lady Retford, bekannt zu machen," und nun erhob auch sie sich, ließ ihr Strickzeug fallen, kniff die Augen zusammen, daß sie beinahe unsichtbar wurden und streckte die Hand aus.

Sie war eine große, korpulente Frau von ungefähr fünfzig Jahren, sehr reich, aber ziemlich unpassend gekleidet, mit unzähligen Ringen, Ketten, Spangen und Medaillons behangen, und trug eine Haube auf dem Kopfe, die aussah, als müßte sie jeden Augenblick herunterfallen. Unter dieser Haube hervor hing ihr noch dunkles Haar in ziemlich wilden Locken um ein Gesicht, das man nicht unschön nennen konnte und das in der That, so lange es jung gewesen, viel Bewunderung erregt hatte. Ihr kurzsichtiges Auge war — wenn einmal sichtbar — schön, ihre Nase, obgleich spitzig, dennoch wohl geformt, und ihre Zähne waren weiß und regelmäßig. Aber die Gesamterscheinung besaß weder Anmut noch Reiz; ihr ganzes Wesen entbehrte der Ruhe und des Gleichmaßes, und schwerlich hatte sie je eine Leidenschaft eingeflößt, denn es mangelte ihr in gleicher Weise das Madonnenhafte, von dem man nichts weiter verlangt wie jene Tiefe des Geistes

und Gefühls, die wie ein elektrischer Strom von Seele auf Seele wirkt.

„Ich freue mich, daß Sie keinen Regen für Ihre Ankunft haben," sagte Lady Davenport. „Es hat hier in letzter Zeit so viel geregnet, daß ich hoffe, Sie bringen uns gutes Wetter mit, Miß Johnstone."

„Ich lebe schon lange genug in England, um zu wissen, wie wenig man auf die Sonne rechnen darf, und mache mir glücklicherweise nichts daraus," gab das junge Mädchen lachend zur Antwort. „Aber wie schön ist es hier! Ich habe, wie Sie wissen, noch nie einen herrschaftlichen Park gesehen!"

„Es freut mich, daß Sie meine arme alte Besitzung hübsch finden," sagte Sir Norman mit einer leichten Verbeugung. „Jedenfalls wird sie Ihnen Raum genug bieten. Gegenwärtig," fügte er lachend hinzu, „ist dies freilich das einzige Wohnzimmer, das wir benutzen; aber später, wenn wir mehr Gesellschaft bei uns sehen, werden wir die größeren Salons öffnen. Was Sie da draußen sehen, ist ein lawn-tennis-Platz. Sie spielen doch lawn-tennis?" *)

„Nein, ich habe es nie gesehen. Aber ich werde es lernen. Spielen Sie es, Lady Davenport?"

„Nein, aber mein jüngster Sohn und sein Hofmeister verstehen es und werden es Ihnen gern lehren."

„Ist jetzt ein Modespiel!" rief Lady Retford. „Kein junges Mädchen kann ohne dasselbe bestehen. Aber was bringen Sie uns für Neuigkeiten mit? In den Zeitungen steht nicht das Geringste. Nicht einmal eine Mordthat oder ein geheimnisvoller Diebstahl, die einen beschäftigen könnten."

Miß Johnstones Augen blitzten neckisch.

„Die Wollpreise sind gestiegen und die Einfuhr von Fleisch aus Australien ist im Zunehmen begriffen —"

„Wirklich!" rief Lady Retford, ihre Enttäuschung und ihr Erstaunen in dieses einzige Wort zusammenfassend, wobei sie die Augen einen Moment weit aufmachte.

„Ah, Wolle?" sagte Sir Norman etwas unsicher, als ob er sich auf dünnes Eis wage. „Von der Landwirtschaft verstehe ich leider sehr wenig — ce n'est pas mon affaire —, aber wenn die Sache von Wichtigkeit für Sie ist —"

„Von großer Wichtigkeit, Sir Norman! Neben meinen Pferden und Hunden hat es zwanzig Jahre lang nichts gegeben,

*) Ein Ballspiel. A. d. Uebers.

was mir ein lebhafteres Interesse einflößte, als die Erzeugnisse und Einträglichkeit unserer Farmen."

„Ah, da Sie die Pferde erwähnen!" rief Sir Norman. „Die ihrigen sind gestern angekommen, und morgen findet anderthalb Stunden von hier ein Jagdrendezvous statt. Das wird Sie vielleicht ebenfalls interessieren. Ich bin selbst kein großer Jäger, aber wenn Sie Lust dazu haben, bin ich gern bereit, Sie zu begleiten."

Miß Johnstone erklärte mit Entzücken, daß es ihr große Freude machen würde, und fragte, ob sie die Ställe sehen könne.

„Würden Sie nicht lieber erst Ihre Zimmer in Augenschein nehmen?" fragte Lady Davenport.

„Nein, ich danke Ihnen. Ich möchte lieber nach meinen Pferden sehen, ehe es dunkel wird," entgegnete Miß Johnstone und verließ, von dem gütigen Sir Norman geleitet, das Gemach.

„Was für ein eigentümliches Mädchen!" rief Lady Retford. „Welcher Aplomb für eine Person, die sich noch nie in der guten Gesellschaft bewegt hat! Und daß sie die Ställe eher besieht als ihre eigenen Stuben, ist doch sehr sonderbar. Finden Sie nicht?"

„In der gewöhnlichen Form junger Mädchen ist sie freilich nicht gegossen," entgegnete ihre Schwägerin. „Aber ihr offenes Wesen gefällt mir, und ich bin überzeugt, man hat von ihr keinerlei Heimlichkeit zu befürchten."

Lady Retford lachte.

„Nein, ich glaube, um Norman brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Sie wird ihn schon im Zaume halten. Im ganzen ist sie auch keins der jungen Frauenzimmer nach seinem Geschmack, obgleich sie für eine Erbin gar nicht häßlich aussieht. Aber lieber Himmel — welcher Aplomb!"

Fünftes Kapitel.

Katharine Johnstone hatte von Jugend auf ein Tagebuch geführt und war von ihrer Erzieherin angehalten worden, jeden Abend die Eindrücke niederzuschreiben, die sie durch das, was sie gelesen oder beobachtet, empfangen hatte.

Viele Jahre hatte sie kaum etwas erlebt, hatte weniger Ereignisse als Meinungen und Urteile einzutragen gehabt, und daraus war die Gewohnheit entstanden, sich solche zu bilden, sowie eine gewisse Leichtigkeit, sie in Worte zu fassen. Die Tagesnotiz bestand oft nur in einer einzigen Zeile; aber es verging selten ein Tag, an dem sie ihrem Tagebuche gar nichts zu sagen gehabt hätte, und seit ihrer Ankunft in England hatten ihre Bemerkungen oft mehrere Seiten gefüllt. Auch an diesem ersten Abend in Davenport saß sie längere Zeit mit der Feder in der Hand, um die wechselnden Eindrücke des Tages in geordneter Reihe und Form zu Papier zu bringen.

Nach der genauen Beschreibung ihrer Ankunft folgten nachstehende Zeilen:

„Sir Norman führte mich zu den Ställen, die sehr hübsch sind. Die braune Stute kannte mich gleich wieder, obgleich ich sie erst seit acht Tagen habe. Sie drehte den Kopf nach mir um und wieherte, als ich ihr eine Möhre reichte. Sir Norman meinte, es wäre nur die Liebe zum Futterbeutel — so werden die besten Regungen verkannt. Er sagte, ich solle sie Viktoria nennen, denn die braunen Stuten würden stets dieser Gottheit geweiht. Der Baronet hat sehr angenehme Manieren. Ich bin noch nie einem so höflichen Manne begegnet — er ist so ganz anders als alle die älteren Herren, welche ich bisher gekannt habe, und der Unterschied gibt sich in den kleinsten Dingen kund — sogar in der Art und Weise, wie er das Schnupftuch aus der Tasche zieht und braucht! Welcher der mir aus Romanen bekannten Gestalten könnte er gleichen?

„Eins der Wagenpferde hat sich gestern in der Koppel den Hinterfuß verletzt, was sehr ärgerlich ist, denn ich werde es wenigstens eine Woche lang nicht einspannen können. Als wir in den Stall eintraten, war ein Mann bei ihm, der den kranken Fuß besichtigte. Er kehrte uns den Rücken zu. Als er sich aufrichtete und umdrehte, rief Sir Norman: ‚Ah, Mr. Holroyd!‘ und stellte ihn mir dann vor. Ein großer, elegant gebauter Mann mit gebieterischem Blick, der sich in fremder, steifer Art verbeugte, wobei er die Fersen zusammenschlug. Dann richtete er sich so kerzengerade auf, als hätte er einen Ladestock verschluckt, was ich, nachdem man mir gesagt, daß er Soldat gewesen, natürlich fand. Er gefiel mir nicht; ich glaube nicht, daß ich mich je mit ihm befreunden

werde. Er besitzt nichts von dem, was Sir Norman bonhomie nennt. Dessenungeachtet scheint er ziemlich viel von Pferden zu verstehen und dies spricht wieder zu seinen Gunsten. Er sagte dem Stallknecht, es sei unnütz, nach einem Tierarzt zu schicken, gab genaue Anweisung, was man thun solle, und ich bemerkte, daß die Leute ihn als Autorität betrachteten. Ich hatte mir einen Hofmeister immer mit einer Brille auf der Nase, womöglich mit einer braunen Perücke und jedenfalls im schwarzen Frack vorgestellt, als einen Mann, der Kopf und Schwanz eines Pferdes nicht zu unterscheiden weiß, und den man stundenlang nicht wieder los wird, wenn man ihm das geringste Entgegenkommen zeigt. Dieser kräftige, militärisch aussehende Mann, welcher seine Anweisungen in Bezug auf den Fuß eines Pferdes in ziemlich befehlender Weise gab, und dann den Stall verließ, ohne ein weiteres Wort an mich zu richten, zerstörte alle meine bisherigen Ansichten.

„Lady Davenport führte mich in mein Schlafzimmer, das sehr groß ist, und an das ein Wohnzimmer zu meiner alleinigen Benutzung stößt. Beide Räume sind unmodern, aber nicht unbequem eingerichtet, liegen auf der Südseite des Hauses und gewähren einen weiten Ausblick über den Park. Dann zeigte mir Lady Davenport ihr eigenes Zimmer, welches mehr aussieht wie das Bureau eines Geschäftsmannes, als das Boudoir einer Dame. In der Mitte steht ein mächtiger Schreibtisch, bedeckt mit Bündeln von Papieren, Briefen, aufgereihten Rechnungen und sehr geschäftsmäßig aussehenden Dokumenten. Kein Bild, keine Blume, keine Stickerei ist zu sehen, alles spricht nur von harter, praktischer Arbeit. Ich glaube, kleine verschönernde Luxusgegenstände befinden sich nur in Sir Normans Zelten. Lady Davenport war übrigens sehr freundlich und bat mich, wenn ich irgend etwas brauche, immer direkt zu ihr zu kommen.

„‚Sie finden mich den ganzen Morgen hier,'" sagte sie. „‚Und wenn Sie in irgend einer Verlegenheit sind, eines Rates oder einer Hilfe bedürfen, so machen Sie niemand als mich zu Ihrer Vertrauten.'

„Zum Mittagessen waren wir sechs Personen und saßen um einen runden Tisch. Es ging sehr angenehm und behaglich zu; so ganz anders als bei Tante Emmas entsetzlich steifen Diners, wo man an einer langen, mit künstlichen Blumen besetzten Tafel saß und Onkel und Tante so sehr

von der Sorge um das Auftragen und Herumreichen der Schüsseln in Anspruch genommen wurden, daß jeder Versuch zu einer Unterhaltung scheiterte. ‚Sie haben die falsche Sauce genommen!‘ rief der eine; ‚bitte lassen Sie die Schüssel nicht vorübergehen, sie ist delikat!‘ die andere. Hier geht alles ohne Geräusch und Lärm vor sich; niemand kümmert sich darum, wie wenig oder wie viel (ich war schrecklich hungrig) man ißt, und die Diener stürzen nicht im Zimmer umher und rennen gegeneinander wie in Aberdeen Terrace. Man gab sich einer ungezwungenen Unterhaltung hin, zu welcher Lady Retford und Sir Norman das meiste beitrugen. Es war kein bedeutendes Gespräch über große und erhabene Dinge, sondern eine angenehme Plauderei über die Mitglieder des Königshauses und andere hochstehende Persönlichkeiten, die mich sehr belustigte, die aber Mr. Holroyd unter seiner Würde zu halten schien, denn er beteiligte sich fast gar nicht daran. Sein Schüler Malcolm, der neben mir saß, glich den Mangel aus. Er ist ein blonder junger Mensch von achtzehn Jahren, wasserblauen Augen und einer Blume im Knopfloch, der wohl kein ganzer Narr ist, aber so aussieht, und — meiner Ansicht nach — auch wie ein solcher spricht. Ich habe nicht die Hälfte von dem verstanden, was er sagte; aber vielleicht war das meine Schuld. Sein Hofmeister schnitt ihm mehreremal das Wort kurz ab, aber da Lady Retford zu allem, was er sagte, lachte, oder ihn voll Bewunderung durch ihr Augenglas betrachtete und einmal über das andere zärtlich ausrief: ‚Wahrhaftig, Malcolm!‘ so bezweifle ich, daß Mr. Holroyds ernstes Gesicht großen Eindruck hervorbrachte. Einmal, als Lady Davenport beschrieb, wie eine Dame der Nachbarschaft kürzlich ihren Salon neu eingerichtet, und namentlich wie schön die Sofas wären, rief ihr Sohn: ‚Sofas! Ach ich wünschte, wir lägen mit Rosen bekränzt auf Kissen wie die alten Römer, anstatt aufrecht am Tische zu sitzen. Wünschten Sie das nicht auch, Miß Johnstone?‘

„Ich lachte und sagte, wenn ich mir wünschte, eine Römerin zu sein, so würde ich doch jedenfalls nicht wünschen, zu der Rasse aus der Zeit des Verfalles zu gehören, die sich durch raffinierte Verweichlichung ausgezeichnet hätte.

„‚Malcolm hat eine so malerische Phantasie,‘ fiel seine Tante ein, indem sie mich anblinzelte. ‚Es gestaltet sich ihm alles zum Bilde, aber außer mir hat niemand ein Verständnis für ihn. Wir sympathisieren sehr miteinander.‘

„Lady Davenport lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände, aber nach Beendigung des Mittagessens vermochte sie dem Schwall von Unsinn, in dem sich ihre Schwägerin ergoß, nicht mehr Einhalt zu thun. So fragte mich Lady Retford zum Beispiel, ob ihr Neffe nicht den Eindruck auf mich mache „ganz Seele" zu sein. Ich wußte wirklich nicht, was ich darauf sagen sollte, denn ich erinnerte mich, wie tapfer er eben den Speisen zugesprochen hatte, und meine Antwort, wie immer sie auch ausgefallen sein mochte, befriedigte sie eben auch nicht, denn sie setzte ziemlich scharf hinzu: ‚Freilich gehört ein feiner Sinn — etwas, das nicht alle Leute besitzen — dazu, ihn zu verstehen.' Diese Dame macht auf mich den Eindruck einer seltsamen Mischung von Sentimentalität und Unverschämtheit. Sie that noch mehrere Aeußerungen, welche ich in meiner Unbekanntschaft mit dem Tone der feinen Gesellschaft grob nennen würde. So fragte sie, wo mein Kleid gemacht wäre, und fügte unmittelbar darauf hinzu: ‚Die Leute im Busche tragen vermutlich gar keine Kleider?' Worauf ich mit einem Blick auf ihre entblößten Schultern erwiderte: ‚O doch, die alten Weiber sind immer vollständig bekleidet.'

„Lady Davenports Art und Weise, mir zu sagen, daß der Stil meines Anzugs einer Reform bedürfe, war ganz anders. Der junge Mann, der ‚ganz Seele' war, hatte Klavier gespielt (ich bin keine Musikkennerin, aber es hatte mir geklungen, wie ein sehr wirres Phantasiestück), kam jetzt herbei, warf sich breit neben mir auf die Ottomane, und sagte, es thäte ihm leid, zu bemerken, daß ich Wohlgefallen an so grellen Kompositionen fände.

„Ich glaubte, er spräche von seiner Musik und entgegnete, daß ich weder von grellen noch anderen Kompositionen etwas verstände.

„‚Ich meine die Komposition der Farben,' sagte der junge Mann, indem er seine blauen Augen auf mein gelbes Kleid heftete. ‚Aber dazu gehört auch Erziehung. Wie es scheint, schlagen Sie die Dominante in zwei Dur-Tonarten zugleich an. Ich liebe auch Dissonanzen, aber sie müssen sich auflösen. Blau kann ins Grünliche, lila ins Blaue, gelb ins Orangenfarbige spielen, aber diese Farben dürfen nicht unmittelbar nebeneinander stehen. Moll-Tonarten sind überhaupt soviel reizender, denn sie repräsentieren die Poesie des Lebens, die harten Dur-Accorde nur die gemeine Prosa.'

„Ich lachte und sagte, wenn er mich erst genauer kennen

lernte, würde er finden, daß ich durch und durch prosaisch sei. Hier mischte sich seine Mutter, welche die ganze Unterhaltung mit angehört hatte, in das Gespräch.

„‚Sei nicht so einfältig, Malcolm, Miß Johnstone ist nicht an diesen Kunstjargon gewöhnt, und wird dich für ungezogen oder albern halten ... Sie müssen ihm schon etwas nachsehen, Miß Johnstone. In Bezug auf grelle Kontraste sind wir ja wohl alle einer Meinung.‘

„‚Die scharlachroten Mohnblumen auf meinem gelben Kleide gefallen Ihnen nicht — meinen Sie das?‘

„‚Sie würden auf Weiß jedenfalls besser aussehen ... Wollen wir vielleicht morgen eine Besprechung über das ernste Kapitel der Toilette halten? Darf ich Ihnen hier und da einen Rat geben, ohne Ihnen aufdringlich zu erscheinen?‘

„Natürlich dankte ich ihr herzlich, denn was einem in so gütiger Weise gesagt wird, kann nicht verletzen. Freilich ärgerte es mich ein wenig, ein Kleid, das ich zum erstenmal trug, und das ich selbst sehr schön fand, so gänzlich verurteilt zu sehen; aber ich bin entschlossen, Lady Davenports Anweisungen in allen Stücken zu folgen.

„Was den so wenig angenehmen Hofmeister betrifft, so las er den ganzen Abend in einer Monatsschrift, ohne nur ein einzigesmal aufzublicken. Er hatte jedenfalls keine Ahnung davon, ob ich in gelber Seide oder in Sackleinwand gekleidet war. Nur als wir aufstanden, um uns zurückzuziehen, sprang er auf, öffnete die Thür und ließ uns mit einer Verbeugung vorübergehen, die eines Charles Grandisson würdig gewesen wäre. Ich glaube, er war froh, daß wir uns entfernten ...“

Ein Monat ging vorüber — einer oder zwei nichtssagende Besuche wurden gemacht und empfangen. Katharine ritt wöchentlich, wenn der Jagdsammelplatz nicht allzu entfernt war, und Sir Norman sie begleitete oder einen zuverlässigen älteren Begleiter für sie fand, dorthin. Lady Davenport hatte auf diesem Begleiter bestanden und Miß Johnstone ihre Bereitwilligkeit, sich dem Rate der älteren Frau zu fügen, dadurch gezeigt, daß sie mehr als einmal auf das Vergnügen verzichtete, wenn ein solcher nicht zu haben war. Sie machte bei diesen Jagdpartieen Bekanntschaft mit allerlei jungen Männern, die sie für „ein sehr hübsches Mädchen — ohne allen Schwindel“ erklärten. Von den Damen der Nachbarschaft hatte sie noch nichts gesehen. Nur eine sehr schöne kleine Frau, die ein Paar

mutige Ponys lenkte, hatte sie zweimal auf dem Sammelplatze bemerkt, und auf die Frage nach dem Namen derselben, hatte man ihr gesagt, daß sie Mrs. Courtland heiße; aber es hatte keine Vorstellung stattgefunden, bis einmal, an einem Dezembermorgen die Ponyequipage dicht an Katharines Halteplatz heranfuhr, und Mrs. Courtland Sir Norman bat, sie seiner Begleiterin vorzustellen.

„Gewiß, gern, sehr erfreut, Miß Johnstone; wie Ihnen wohl schon bekannt ist, eine entfernte Verwandte von mir — alter Name — charmantes Mädchen," bemerkte er, indem er sich zu der Insassin der Ponyequipage hinabbeugte, mit leiser Stimme. Dann setzte er, sich zu Katharina wendend, laut hinzu: „Miß Johnstone, erlauben Sie mir, Sie mit Mrs. Courtland, einer unserer liebenswürdigsten Nachbarinnen bekannt zu machen."

Katharine fühlte sich durch die junge Frau, die mit so freundlichen Augen zu ihr aufblickte und deren Stimme so herzlich klang, lebhaft angezogen.

„Ich hoffe, Sie besuchen mich," sagte Mrs. Courtland. „Kommen Sie einmal zum zweiten Frühstück. Ich sollte Ihnen freilich den ersten Besuch machen, aber Lady Davenport ist für mich nie zu Hause — und Sie sind nachmittags wohl auch nicht daheim zu treffen?"

Katharine gab zu, daß es so sei. Sie erwähnte bei ihrer Rückkehr das Zusammentreffen gegen Lady Davenport und diese sagte nichts dazu; aber Lady Retford, die sich keinen Zwang anzuthun pflegte, rief sogleich:

„Ich bin nur neugierig, wer jetzt, da Roger abwesend ist, auf den Bällen ihren Schleppenträger machen wird?"

Die Bemerkung wurde von niemand beantwortet. Zwei Tage später fuhr die Ponyequipage unter den Portikus und kehrte, wie die Besitzerin vorausgesehen, unverrichteter Sache um, obgleich Lady Davenport daheim war.

Bald darauf fragte Katharine eines Morgens beim Frühstück Lady Davenport: „Würden Sie mich heute zu Mrs. Courtland begleiten? Ich möchte ihren Besuch erwidern."

Lady Davenport zögerte einen Augenblick, willigte dann aber ohne weitere Bemerkung ein. Erst als sie unterwegs allein waren, sprach sie sich über Mrs. Courtland aus.

„Sie ist eine thörichte kleine Frau — kein wünschenswerter Verkehr für Sie, Miß Johnstone. Ich selbst kenne

sie kaum; aber man kann doch nicht umhin, zu hören, was über sie gesprochen wird. Ich habe, seit sie hier ist, so zurückgezogen gelebt, daß ich sie noch nicht ein einzigesmal bei mir sah; aber Sir Norman und mein Sohn sind stehende Gäste in Brookwood und ich glaube deshalb, daß wir, wenn der Verkehr einmal aufgenommen wird, sie und ihren Mann auch einladen müssen."

„Ah, sie hat einen Mann. Ich habe nie von ihm gehört."

„Er ist selten zu Hause. Seine Geschäfte halten ihn meist in Deutschland oder London fest, so daß er kaum länger als auf Tage hier verweilt."

„Ist er ein angenehmer Mann?"

„Das weiß ich nicht. Ich denke mir, daß sein Aeußeres und seine Manieren etwas gewöhnlich sind; aber er mag sonst seine Vorzüge und guten Eigenschaften haben, und jedenfalls ist er sehr gut gegen seine Frau."

„Gut? Wenn er sie fast immer allein läßt?"

„Ich fürchte, sie hält das für kein Unglück. Man sagt, sie macht sich nicht viel aus ihrem Manne, und —"

„Wie kann sie sich viel aus ihm machen, da er sich so wenig aus ihr macht, daß er fast immer abwesend ist. Warum lebt sie nicht bei ihm in London?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen; vielleicht, weil sie keine Lust dazu hat. Sie ist immer ihre eigenen Wege gegangen. Sie war selbst vermögend, ihr Geld ist ihr zugeschrieben und Mr. Courtland läßt sie machen, was sie will. Sie heiratete ihn nur, um der Schulstube zu entfliehen, ehe sie etwas von der Welt gesehen hatte, und ohne ihn zu lieben. Jetzt sieht sie, welchen Mißgriff sie begangen hat; aber Mr. Courtland ist sehr gütig gegen sie, und sie hat drei Kinder, aber ich fürchte, sie ist dem Himmel für das eine, wie für das andere nicht sehr dankbar."

Sie fanden Mrs. Courtland zu Hause und die Zimmer, in welchen sie empfangen wurden, waren von einer Eleganz der Einrichtung, die mit der Einfachheit von Davenport seltsam kontrastierte. Die Stühle waren förmliche Wunder der französischen Tapezierkunst und auf die kostspieligste Weise gepolstert, bezogen und mit Fransen besetzt. Die Tische standen voll köstlicher Porzellangegenstände und kleiner Kunstwerke in Silber; die Wände waren mit blauem Atlas behangen und aus jeder Ecke strahlte dem Beschauer, wohin er sich immer wenden mochte, das eigene Bildnis aus kostbaren

Spiegeln entgegen. Bei alledem konnte Katharine nicht umhin, sich zu wundern, warum ihr, trotz aller dieser Pracht, das Haus soviel weniger wohnlich erschien als Davenport und warum es ihr vorkam, als seien die Bewohner von untergeordneterem Schlage.

Mrs. Courtland empfing ihre Gäste in einem reichen blaßrosa Morgenkleide und that alles mögliche, um sich ihnen angenehm zu machen. Sie that es vielleicht etwas zu angelegentlich, aber der gute Wille war nicht zu verkennen. Sie führte die beiden Damen in ihr Treibhaus, schnitt für Lady Davenport ihre schönsten Rosen ab und drängte Katharine, doch gleich einen Tag zu bestimmen, an welchem man sie in Brookwood zum Frühstück erwarten dürfe. Die junge Frau war heiter, sprühend und mit ihren sanften Taubenaugen und kätzchenhaften weichen Bewegungen sehr anziehend. Sie erzählte den Damen, daß sie beabsichtige, bald nach Neujahr einen Ball zu geben und sprach die Hoffnung aus, Lady Davenport werde dann das Haus voll Gäste haben und mit diesen erscheinen.

„Ich denke, wir werden um diese Zeit einiges junge Volk im Hause haben," entgegnete Lady Davenport.

„Und Ihr Sohn? Wird Mr. Davenport auch da sein?"

„Wahrscheinlich. Aber ich kenne seine Absichten nicht; er liebt es, uns zu überraschen," lautete die trockene Antwort.

„Ich vermute, Sie halten Ihre Gäste fest bis zu dem Grafschaftsballe, der Mitte Januar stattfindet? Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß Sie dies Jahr zu den Patronatsdamen gehören."

„Ja, da ich diesmal eine junge Dame einzuführen habe, übernahm ich das Amt. Sind Ihre Kinder zu Hause?"

„Ich glaube. Aber sie sind in der Kinderstube. Wenn Besuch hier ist, finde ich es zu lästig, sie um mich zu haben."

Lady Davenport sagte nichts weiter, sondern stand auf, um sich zu verabschieden.

„Wie hübsch sie ist!" rief Katharine, nachdem sie im Wagen saßen.

„Ja, sie ist hübsch — aber das ist auch alles," entgegnete die andere.

* * *

Katharine schrieb an diesem Abende, nachdem sie den Besuch in Brookwood und den Eindruck geschildert, den die Herrin des Hauses auf sie gemacht, in ihr Tagebuch:

„Auf dem Heimwege, noch etwa anderthalb Stunden von Hause entfernt, bat ich aussteigen und das noch übrige Stück Weges zu Fuße zurücklegen zu dürfen. Lady Davenport erfüllte nach einigen Gegenreden meinen Wunsch, und entließ mich dann mit der Weisung, daß ich eine Viertelstunde weiterhin, rechts, einen Feldweg finden würde, der nach der hinteren Parkthür führe. Ich folgte ihrer Beschreibung, wie ich meinte genau, fand auch den Weg, verlor ihn aber bald wieder und geriet schließlich an einen breiten morastigen Graben, den ich überspringen mußte. Ueber und über mit Schlamm bespritzt, mit nassen Schuhen und schmutzigem Kleidersaum erreichte ich das Haus erst, als die Dämmerung bereits hereingebrochen war, und in dem Zustande, in welchem ich mich befand, hoffte ich, im Schutze der Dunkelheit ungesehen durch die Vorhalle schlüpfen zu können. Als ich die Thür öffnete, bemerkte ich indessen, daß die Halle nicht leer war. Vor dem Kamin, mit dem Rücken nach mir gekehrt, stand ein Mann, der einen Leuchter in der Hand hielt und eben im Begriff war, sein Licht am Feuer anzuzünden. Um die Treppe zu erreichen, mußte ich dicht an ihm vorüber — er drehte sich um und ich stand in voller Beleuchtung da. Ich blickte ihn an — es war das schönste Menschenangesicht, das ich je gesehen, aber mir gänzlich unbekannt. Obgleich schlank, war die Gestalt doch zugleich groß und breitschulterig; das Haar war von hellem Blond und ein weicher Schnurrbart beschattete den Mund; übrigens war das wundervoll feingeschnittene Gesicht völlig bartlos. Von welcher Farbe seine Augen sind, weiß ich noch jetzt nicht; aber als er mich anblickte, kam es mir vor, als erleuchteten sie die ganze Halle. Eine Sekunde, aber auch nur eine Sekunde, stand ich still, dann eilte ich weiter, sehr unbehaglich in dem Bewußtsein, welche Figur ich einem Fremden gegenüber spielen mußte. Ich hatte einen Blick heiteren Erstaunens aufgefangen und war gewiß dunkelrot geworden. Im nächsten Moment hörte ich eine musikalische Stimme hinter mir sagen:

„‚Darf ich Ihnen nicht dies Licht anbieten? Die Treppen sind noch dunkel.‘

„‚Nein, ich danke,‘ entgegnete ich kurz, ohne mich umzudrehen.

„Das war alles, was ich von ihm sah, bis ich zum Diner hinunterkam, und mir der älteste Sohn des Hauses, Roger Davenport, der ganz unerwartet angekommen war,

vorgestellt wurde. Er ist das Ideal eines Romanhelden, nicht allein um seiner Schönheit und seines durch und durch aristokratischen Wesens, sondern auch um seiner Manieren willen. Mir ist dergleichen noch nie vorgekommen. Es ist unmöglich, daß er irgend etwas linkisch oder ungeschickt thun könnte, und seine Stimme vermag gar nicht anders zu klingen, als musikalisch. Etwas von der Kühle seiner Mutter und etwas von der Galanterie seines Vaters gegen Frauen zeigen sich in seinem Wesen vereinigt, aber er ist zurückhaltend und bleibt fern von aller Beflissenheit. In seinem Benehmen liegt eine feine Schmeichelei, wäre es auch nur in der Art, wie er zuhört, welche mehr sagt, als alle Komplimente der Welt. Wahrscheinlich gilt dieselbe jeder Frau und will nichts besagen, ist aber deshalb nicht weniger anziehend. Wie ganz anders ist er als jener strenge, steifnackige, verklausulierte Hofmeister, auf dem man lange herumhämmern kann, ehe man einen Funken herausschlägt.

„Was seine Unterhaltung betrifft, so könnte ich nichts von dem, was er heute abend sprach, wiederholen, aber sie hinterließ mir den angenehmsten Eindruck. Bin ich schwach genug, mich von seinen Augen, dem Ton seiner Stimme und dem unbeschreiblichen Zauber seines ganzen Wesens bethören und bestechen zu lassen?"

Sir Norman und sein Sohn befanden sich an demselben Abend allein im Rauchzimmer: der Vater in seinem schwarzen Samtrock, der Sohn in eine prächtige gestickte türkische Jacke und ebensolche Hosen gekleidet. Er hielt Sir Norman ein silbernes Cigarrenetuis hin.

„Versuche eine von meinen Havanas. Sie sind besser als deine abscheulichen Glimmstengel."

Die Stimme des jungen Mannes klang eigentümlich sanft und er sprach ungewöhnlich langsam, wodurch alles was er sagte, den Anstrich von etwas Besonderem erhielt.

Sechstes Kapitel.

Sir Norman lachte, als er seine halbverbrauchte Cigarre fortwarf und die ihm von dem Sohne gebotene hinnahm.

„Wo hast du sie her, du verschwenderischer Schlingel?"

„Geschenkt bekommen. Aber sage, hast du wohl etwas Zeit für mich übrig? Ich bin hier, um einmal ernstlich von Geschäften mit dir zu sprechen — so unangenehm uns beiden das auch sein mag."

„Halt! Ich weiß, was in deinem Munde das Wort ‚Geschäfte' zu bedeuten hat, Roger. Natürlich immer dieselbe Geschichte. Aber ich muß dir ein für allemal sagen, mein Junge, daß es ganz nutzlos ist, mit mir von deinen Schulden zu reden, denn ich kann sie nicht bezahlen. Die Besitzung ist bereits so verschuldet, daß kein Groschen mehr darauf zu bekommen ist. Wenn du verheiratet wärest und einen Sohn hättest, so könnten wir den Rest der Erbschaft erheben — aber diese Bedingung vermagst du nicht zu erfüllen, und ein anderes Mittel, Geld zu bekommen, gibt es nicht."

„Wenn man es nicht etwa erheiratete," sagte der junge Mann ruhig.

„Ja, wenn du die Tochter eines Baumwollenlords aus Manchester zu kriegen wüßtest."

„Würde es nicht auch die Tochter eines australischen Schaflords thun?"

Vater und Sohn sahen einander an. Rogers Gesicht blieb unbeweglich. Sir Norman rutschte auf seinem Stuhle hin und her und fing dann an zu lachen.

„Das würde deine Mutter niemals zugeben," sagte er.

„Warum nicht?"

„Weil sie deine Ansichten in Bezug auf die Frauen kennt — und weil sie das junge Mädchen nur unter der Bedingung ins Haus genommen hat, daß davon nie die Rede sein soll."

„Die kleine Prinzessin wäre gar nicht so übel — wenn sie sich nicht so abscheulich kleidete!" fuhr Roger mit halb geschlossenen Augen, ohne den Einwand zu beachten, fort, während er träumerisch die Asche von seiner Cigarre strich. „Die Frage ist nur, was sie hat."

„Zwölftausend Pfund jährlich."

„Ist das Vermögen disponibel?"

„Das weiß ich nicht."

„Kannst du es nicht durch Quickson erfahren? Es hat keinen Sinn, daß ich hier meine Zeit vergeude, wenn ich meine Schulden nicht bezahlen kann. Um die verschiedenen Lieferanten und die Juden ist mir's natürlich nicht zu thun,

sondern nur um meine Ehrenschulden. Ich kann mich nicht mehr sehen lassen, ehe sie geordnet sind."

„Dieu de Dieu! Und dabei ist's kaum neun Monate her, daß deine Mutter den Betrag deiner damaligen Ehrenschulden zusammenbrachte — mit großen Opfern und Schwierigkeiten, wie du weißt. Und wenn du auch — um auf deine Idee zurückzukommen — Glück bei Miß Johnstone hättest, glaubst du, daß sie dir ihr Vermögen ausliefern würde, damit du es in alle Winde verstreuen könntest?"

„Wenn sie mir gut genug wäre, um mich zu heiraten, würde sie auch meine Schulden bezahlen. Solche Dinge kennt man."

„Ich kann dir nur das eine sagen: dumm ist sie nicht ... Wie hoch belaufen sich denn deine Schulden?"

Roger zog sein Notizbuch aus der Tasche und überblickte es obenhin.

„Ich brauche zweitausend dreihundert Pfund ... Außerdem bin ich Israel dreizehnhundert Pfund schuldig ... und die übrigen laufenden Rechnungen mögen noch weitere tausend Pfund betragen ... aber damit hat es keine Eile."

„Sapristi, mon cher! Da sehe ich kein anderes Mittel, als daß du den Leuten, welchen du das Geld schuldig bist, schreibst und sie bittest, dir Zeit zu lassen."

„Das werde ich nicht thun," entgegnete der Sohn, nachdem er eine Rauchwolke sehr zierlich in blauen Ringen emporgeblasen hatte.

„Aber was willst du denn thun?"

„An Quickson schreiben, wenn du es nicht willst, und auf alle Fälle hier bleiben, bis ich seine Antwort habe."

Der Baronet schüttelte den Kopf.

„Ich sage dir voraus, daß du bei deiner Mutter auf Schwierigkeiten stoßen wirst. Sie wird es unehrenhaft finden, ihre Hand zu irgend einem Plane zu bieten, bei dem es auf das Geld des jungen Mädchens abgesehen ist."

Der junge Mann sah den Vater mit seinen schönen blauen Augen an und lächelte ein wenig.

„Deshalb spreche ich eben mit dir. Mama darf nichts erfahren, und wenn du mich nicht verrätst, ist mir nicht bange. Ich werde keinen Sturm auf das Mädchen unternehmen, das ist so wie so nicht mein Geschmack; aber wenn das Geld disponibel ist, habe ich inzwischen Gefallen an ihr gefunden ... verstehst du?"

„Ich will mich hängen lassen, wenn ich dich verstehe. Ich glaube, Roger, du hast nicht mehr Herz als ein Steinblock. In deinen Jahren verliebte ich mich noch in jedes hübsche Mädchen, dem ich begegnete —"

„Eine Schwäche, die du jetzt noch nicht ganz abgelegt hast," entgegnete sein Sohn mit dem früheren leisen Lächeln.

„— und würde niemals daran gedacht haben, nur zu heiraten, wenn ich nicht bis über die Ohren in sie verliebt gewesen wäre. Eine kalte Berechnung, eine mariage de raison wäre mir in deinem Alter unmöglich gewesen."

„Und würde es jetzt einen großen Unterschied machen, wenn du eine solche geschlossen hättest?" fragte Roger noch immer lächelnd.

„Nun, wenn du in deinem Alter dich entschließen kannst, um des Geldes willen zu heiraten — c'est votre affaire! Ich habe nichts dagegen," gab der Baronet zur Antwort. „Bei deinem Aeußeren und deinem Glück bei Frauen hättest du aber überall anklopfen können — du hättest jede bekommen. Jetzt stehst du freilich in dem Rufe eines Spielers, eines vaurien, qui a mangé sa fortune — keine Mutter würde dir ihre Tochter anvertrauen . . . und das Süßholzraspeln bei verheirateten Frauen ist wohl amüsant, nutzt dir aber nichts . . . dabei fällt mir ein, wenn du dein Verhältnis zu Mrs. Courtland in der bisherigen Weise fortsetzest, hast du sicherlich keine Aussicht auf Erfolg bei Miß Johnstone."

„Erst recht," entgegnete der Sohn mit überlegener Ruhe. „Sie müßte ganz anders geartet sein als die Frauen im allgemeinen, wenn sie sich dadurch nicht angespornt fühlen sollte, mich zu kapern. Außerdem hat der Sieg der Tugend über das Laster einen so großen Reiz!" fügte er mit seinem sanften musikalischen Lachen hinzu.

„Ich glaube, sie ist anders geartet und gar nicht leicht ins Netz zu treiben," erwiderte Sir Norman. „Ich mag sie gern — sie ist so frisch und voll Geist und Leben . . . aber ich fürchte, sie ist dessenungeachtet das, was man einen Charakter nennt, und läuft nicht so leicht ins Garn."

Roger schlenderte im Zimmer auf und ab, puffte die blauen Rauchwölkchen in die Luft und blickte ihnen träumerisch nach.

„Ich besitze keine Phantasie, aber ich habe Takt, Ruhe und Beharrlichkeit und habe damit schon manchen Fisch geangelt," sagte er endlich. „Wann werdet ihr nach London übersiedeln?"

„Im Februar; nach der Eröffnung des Parlaments."

„Warum so früh?"

„Deine Mutter will es so. Sie meinte, es sei besser, das junge Mädchen gleich am ersten Empfangstage bei Hofe vorzustellen und sie, ehe noch die eigentliche Saison beginnt, nach und nach in die Gesellschaft einzuführen. Du weißt, wenn sie einmal etwas unternimmt, so thut sie es auch ordentlich. Ich glaube, sie würde Miß Johnstone nie ins Haus aufgenommen haben, wenn sie ihr nicht gefallen hätte."

Roger ließ die Lider halb über die Augen sinken, während er sagte:

„Ah, die Geldfrage hatte also nichts damit zu thun?"

„Zuerst zogen uns allerdings die ungewöhnlich vorteilhaften Bedingungen an, dann hielten wir es aber für ein Gebot der Pflicht, dem alleinstehenden Mädchen eine Heimat zu gewähren, besonders da wir, wie du wohl weißt, Verwandte unter den Johnstones haben."

„Das wußte ich bis jetzt nicht ... Glücklicher Zufall ... Willst du noch eine Cigarre? Wenn nicht, so möchte ich dir gute Nacht sagen."

Sir Norman lehnte die Cigarre ab. Sein Sohn nickte ihm zu, schlenderte aus dem Zimmer und überließ es seinem Vater, über die ihm mitgeteilten Pläne nachzudenken, soweit bei ihm überhaupt von Nachdenken die Rede sein konnte. In dem leichten, sehr leichten Boden seiner Seele vermochte nichts tiefe Wurzel zu schlagen, weder Principien noch Neigungen, aber er hatte dennoch die Wahrheit gesprochen, als er sich verwundert über die kalte, berechnende Natur seines Sohnes äußerte. Sir Norman hatte in seiner Jugend eine gewisse sentimentale Empfänglichkeit, eine Neigung zur Romantik besessen, die ihn oft selbst getäuscht hatte und mehr noch die Frauen seiner Wahl. Vielleicht glaubte keine lange an ihn, aber es hatten viele nacheinander an ihn geglaubt, und seine Liebesbeteuerungen hatten stets eine überzeugende Kraft besessen, die denen des Sohnes trotz aller seiner körperlichen Vorzüge fehlte.

Eine Woche war verflossen und Roger befand sich noch immer in Davenport. Er war zweimal nach London gefahren und hatte mündlich mit Quickson verhandelt, anstatt ihm zu schreiben. Das Resultat des zweiten Besuches war sehr befriedigend gewesen: Katharine Johnstone hatte die alleinige und unbeschränkte Verfügung über ihr Vermögen.

„Versteht sich Miß Johnstone auf Geld und Geldangelegenheiten?“ hatte Mr. Quickson den Anwalt der jungen Dame gefragt, als er im Interesse des Sohnes seines Klienten diese Erkundigungen eingezogen.

„Das weiß ich nicht recht,“ lautete die Antwort. „Ihre Angelegenheiten in Australien scheinen von dem Nachfolger ihres Vaters, dem sie blindes Vertrauen schenkt, in ziemlich seltsamer Weise geleitet zu werden. Ich habe mir eben jetzt einen Einblick verschafft und bin erstaunt über die groben Mißgriffe, wenn man es so nennen darf, die der Mann begeht. Glücklicherweise ist ihr Vermögen zur Hälfte in dreiprozentigen Staatspapieren angelegt. Auch sonst geht sie ziemlich sorglos mit dem Gelde um und ist in thörichter Weise generös.“

„Ah, das ist gefährlich ... Sie sollte Kuratoren haben ... besonders wenn sie einmal heiratet.“

Die beiden Männer sahen einander in die Augen; kein weiteres Wort wurde gesprochen; aber Mr. Quickson ging mit dem Bewußtsein von dannen, eine Gewissenspflicht erfüllt zu haben. Mochte nun das Mädchen den künftigen Sir Roger heiraten und seine Schulden bezahlen, wenn sie wollte — zur Bettlerin sollte man sie nicht machen, wenn er, Quickson, es hindern konnte.

Rogers Benehmen Katharine gegenüber führte Lady Retford, welche mit scharfem Auge sofort herausgefunden, daß er nur um der Erbin willen in Davenport verweilte, in der ersten Zeit vollständig irre. Sie bemerkte nichts, was auf die vorausgesetzten Absichten hindeutete. Er machte Miß Johnstone nicht den Hof und suchte keine der Gelegenheiten auf, mit ihr allein zu sein, die sich bei einem Landaufenthalte so leicht bieten. Sein Benehmen drückte in ihrer Gegenwart nur stumme, aufmerksame Hochachtung aus. Wenn sie sprach — und sie sprach ziemlich viel —, hörte er zu, als wäre sie ihm eine neue, interessante Erscheinung. Er lehnte in eleganter Haltung an dem Kaminsims und sah mit seinen ausdrucksvollen Augen auf sie herab, lachte von Zeit zu Zeit leise und ließ hin und wieder ein satirisches Wort mit so sanfter Stimme in die Unterhaltung einfließen, daß es mehr klang wie ein frommer Segenswunsch, oder er setzte sich zu seiner Tante auf das Sofa und erzählte ihr mit halber Stimme irgend eine kleine Skandalgeschichte, die sie amüsierte. Er konnte fast keine Absichten auf die australischen Goldbarren

Katharines haben! Außer wenn er ihr Unterricht im Lawntennis, dem neuen Ballspiele, gab, waren sie nie allein, und dieser Unterricht fand gewöhnlich vor dem zweiten Frühstück statt, wenn Malcolm bei seinem Hofmeister war und die älteren Damen sich ihrem Briefwechsel oder den Haushaltungsangelegenheiten widmeten. Nachmittags ritt Miß Johnstone aus und Roger hatte kein Pferd.

„Wenn Mr. Davenport mein zweites Pferd reiten und mich begleiten wollte, brauchte ich keinen Reitknecht mitzunehmen und ich würde es ihm gern anbieten," hatte Katharine in ihrer offenen Weise zu Lady Davenport gesagt; aber da sie einen Schatten in dem Gesicht der Mutter aufsteigen sah, sofort hinzugefügt: „Doch es könnte ihm vielleicht unangenehm sein, nein zu sagen, und er würde sich langweilen ... Wenn Sie ihm nur sagen wollten, daß das Pferd da ist und zu seiner Verfügung steht."

Lady Davenport dankte ihr weder, noch versprach sie, die Bestellung auszurichten, und ebensowenig ließ sie ihre Meinung darüber verlauten, ob ihr Sohn von dem Anerbieten Gebrauch machen werde oder nicht.

Katharine fand die Antwort, die sie empfing, ein wenig trocken und nahm sich vor, den Gegenstand nicht wieder zur Sprache zu bringen. Am Abend schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Mr. Davenport und sein ehemaliger Lehrer mögen einander nicht leiden. Als ich Mr. Davenport von letzterem sprach, äußerte er in seiner sanften, milden Weise: ‚Nicht wahr, ein echter Schulmeister?' Ich entgegnete, daß ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, mir ein Urteil zu bilden, da Mr. Holroyd mich sehr selten der Ehre würdige, mit mir zu sprechen. An demselben Abend beobachtete ich Mr. Holroyds Gesicht, während Mr. Davenport seiner Tante eine Geschichte erzählte, die ich aus der Entfernung nicht verstehen konnte — und die Verachtung, ja der Ekel, welche sich in seinen Zügen ausdrückten, erschreckten mich beinahe.

„Roger Davenport war diesen Abend sehr liebenswürdig; er sprach lange mit mir und seine Manieren sind bezaubernd. Aber er scheint sich unglücklich zu fühlen, scheint unbefriedigt von seinem Leben — wozu er gewiß ein Recht hat — und beseelt von dem Wunsche, ein neues zu beginnen. Ich muß gestehen, daß er mich trotz allem, was ich von ihm gehört habe, lebhaft interessiert. Mr. Holroyd ließ heute einige Worte über

ihn fallen, und Lady Retford fließt von Andeutungen über die Unmoralität ihres Neffen über . . ."

Am nächsten Tage, es war am vierten seit Rogers Ankunft — zwei Tage waren durch die kleinen Reisen nach London in Anspruch genommen worden —, begegnete Katharine, welche mit ihrem Reitknechte ausritt, dem jungen Manne auf dem alten kleinen Break, der mit dem einzigen Pferde bespannt war, das Sir Norman behalten hatte. Der Kontrast zwischen dem hocheleganten Kutscher und dem miserabeln Gefährt fiel Katharine unangenehm in die Augen.

„Kein Wunder, daß er so wenig daheim ist, wenn er nicht einmal ein Reitpferd und nur diese alte Karre zum Fahren hat," bemerkte sie bei sich. „Aber wohin mag er wollen?"

Beim Mittagessen fragte sie ohne alles Bedenken, wo er gewesen sei.

„Ich habe Mrs. Courtland besucht." Von allen, welche die im einschmeichelndsten Tone gegebene Antwort hörten, war Katharine vielleicht der einzige Mensch, für welchen sie keine besondere Bedeutung hatte. Lady Davenports Gesicht verriet nichts, aber sie seufzte innerlich. Die Thorheit vom vorigen Jahre begann also von neuem! Das war es also, was den Sohn hierher geführt hatte und festhielt? Ebenso ließ sich Lady Retford irre führen.

„Es scheint, Roger geht noch immer die alten Wege?" sagte sie höchlich belustigt und innerlich lachend im Laufe des Abends zu ihrer Schwägerin. „Ich hatte gehofft, er würde ein neues Lebensblatt umwenden und sich an unsere reiche Erbin machen."

„Das ist glücklicherweise nicht zu fürchten. Ich würde das auch kaum ein neues Lebensblatt nennen . . . und es ist mir lieber, wenn er Thorheiten begeht, als herzlos handelt. Mag er lieber zeitlebens in Schulden stecken und unverheiratet bleiben, als einen Meineid begehen und das junge Mädchen unglücklich machen."

Roger sorgte von jetzt an dafür, daß es Katharine jedesmal erfuhr, wenn er Mrs. Courtland besuchte, aber er setzte sie dadurch nicht in Erstaunen. Miß Johnstone fand die junge Frau so bezaubernd und hatte von ihrer eigenen Anziehungskraft einen so geringen Begriff, daß sie nicht an die Möglichkeit gedacht hätte, auf einen Wettkampf mit ihr einzugehen. Diese geringe Schätzung ihrer eigenen Reize ver-

trug sich indessen recht wohl mit ihrem Stolze und einem ungewöhnlichen Vertrauen auf ihr eigenes Urteil.

Sie glaubte damals seine Empfindungen zu verstehen. Er sprach, wenn sie allein waren, gern mit ihr; etwa so, wie mit einer Schwester oder mit einem Freunde, zu dem man nach und nach immer mehr Vertrauen gewinnt. Seine Art und Weise war nicht im mindesten die eines Bewerbers. Er fühlte sich ihrer Meinung nach bedrückt von allerlei Kümmernissen und geheimen Sorgen, die er, wenn man ihn nur ein wenig ermuntert, gern vor einem teilnehmenden Herzen ausgeschüttet haben würde. Katharine ließ ihm zwar diese Aufmunterung nicht zu teil werden, aber es gelang Roger dennoch, sie auf diese Weise mehr zu interessieren, als er es durch das Zurschautragen einer Leidenschaft vermocht hätte, der sie vielleicht mißtraut haben würde. Sie bemitleidete ihn und bemitleidete auch Mrs. Courtland, die kleine thörichte Frau — aber sie machte keinen zweiten Besuch in Brookwood.

In ihr Tagebuch schrieb Katharine: „Ich bin überzeugt, daß Mr. Davenport, wenn er eine vernünftige Frau liebte, die einigen Einfluß auf ihn gewänne, ein ganz anderer Mensch würde. Sollen ihm denn seine Jugendsünden nie vergeben werden? Bedarf er nicht um so mehr der helfenden Hand, da er verschwenderisch gelebt hat und in Schulden steckt? Sie sind hier alle sehr hart gegen ihn, und so wendet er sich an die Teilnahme jener armen kleinen Thörin, die dabei wahrscheinlich nichts Uebles denkt. Auch kommt es mir vor, als sähe es Lady Davenport nicht gern, wenn ihr Sohn viel mit mir zusammen ist, und Mr. Holroyd scheint ebenfalls etwas dagegen zu haben. Ich begegnete ihm gestern, als ich mich eben nach dem Tennisspielplatze begab, und fragte, ob er Mr. Davenport, der versprochen hätte, mit mir zu spielen, nicht gesehen habe.

„‚Natürlich wartet er schon draußen auf dem Platze,‘ entgegnete er in einer unfreundlichen Weise, die mich ärgerte.

„‚Das hätte ich bei *seiner* großen Höflichkeit erwarten können,‘ entgegnete ich.

„Mr. Holroyd wurde rot. ‚Wenn das eine auf mich gemünzte Spitze ist, Miß Johnstone,‘ sagte er dann ruhig, ‚so bin ich zwar nicht von besonderer Beflissenheit im Dienste der Damen, aber ich glaube, daß ich weder je meine Stellung vergesse, noch das, was jeder Kavalier jeder Dame schuldig ist.‘

„‚Nein, Mr. Holroyd,‘ entgegnete ich lachend, ‚aber Sie gehen auch nie um ein Härchen breit über diese Schuldigkeit hinaus.‘“

* * *

Wenige Tage später wurden Gäste in Davenport erwartet. Einige von ihnen sollten hier das Weihnachtsfest, sowie die beiden im Januar stattfindenden Bälle mitfeiern, andere hatten die Absicht nach einigen Wochen neuen Gästen Platz zu machen. Heute waren Mr. und Mrs. Courtland zu Tische gebeten und Katharine war dadurch aufgeregter, als sie hätte gestehen mögen.

„Verraten Sie mir, wen wir sonst heute hier zu erwarten haben, Mr. Davenport?“ sagte sie am Morgen zu Roger, während beide von dem Ballspielplatze nach Hause schlenderten; sie in ihrem blauen Sergekleide mit glühenden Wangen und durch die Bewegung ein wenig in Unordnung geratenen Haaren, ein reizendes Bild der Gesundheit und Freude; er in seinem enganliegenden Flanellanzuge mit der geschmeidigen Grazie eines griechischen Athleten dahinschreitend, die marmornen Züge kaum etwas rötlich angehaucht.

„Lord und Lady Windermere, Verwandte meiner Mutter. Beide dumm und arm — die schlimmsten Fehler, die Leute haben können.“

„Wen noch?“

„Eine Frau, die uns jedenfalls ein wenig belustigen wird, eine Verwandte meines Vaters, Mrs. Latour. Sie ist eine fürchterliche Gans und ihre Dummheiten geben der Gesellschaft viel Stoff zum Lachen.“

„Das sind aber noch nicht alle eingeladenen Gäste.“

„Nein. Außerdem kommt noch Medway, der parlamentarische Vertreter unserer Grafschaft, der Sie nicht interessieren wird, Sir Charles Wilverly und noch zwei oder drei andere, sowie Mrs. Hare, vor deren Satire die Leute große Furcht haben, die aber mitunter sehr amüsant ist. Sie lebt von ihrem Manne getrennt; aber meine Mutter gehört zu denen, die sie am wärmsten verteidigen und eine gekränkte Heilige in ihr erblicken. Sie ist Dichterin, wie Sie wohl wissen, und ich setze voraus, daß Sie ihre Poesieen gelesen haben.“

„Nein. Haben Sie dieselben gelesen?“

„Wie können Sie das denken, Miß Johnstone! Ich lese nie Gedichte.“

„Aber was lesen Sie denn?"

„Die Sportzeitungen."

Es war wunderbar, wie richtig der junge Mann nach vierzehntägiger Bekanntschaft das junge Mädchen zu beurteilen wußte. Nichts hätte ihr mehr gefallen können als das Eingeständnis der vollständigsten Unwissenheit. So war sie diesem Adonis doch noch in anderer Hinsicht als durch ihr Gold überlegen. Seine körperliche Schönheit blendete sie so sehr, daß sie immer die Empfindung hatte, er sei aus anderem Thone gemacht. Sein Lächeln, seine Stimme, seine Anmut und Körperkraft bezauberten sie und imponierten ihr dergestalt, daß sie sich beständig sagte: „Wie könnte er je an mich denken? Wenn er es thäte, wäre es doch nur um meines Geldes willen. Er besitzt ja sonst alles — und was besitze ich dagegen?" Jetzt, da er eingestand, nichts zu lesen als die Sportblätter, schien die Entfernung zwischen ihnen zusammenzuschrumpfen.

Da sie keine Antwort gab, fuhr er fort:

„Wilverly wird Ihnen gefallen. Er ist ungeheuer gescheit."

„Das macht die Leute nicht immer angenehm."

„Aber er ist angenehm. Neben seinem fabelhaften Wissen ist er ein sehr unterhaltender Mann, wenn Mrs. Hare nicht gerade dabei ist."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie bläst ihn aus wie ein Licht, denn er lauscht jedem ihrer Worte in Andacht. Uebrigens ist er einer jener Menschen, von dem alle Welt Gutes spricht ... Ich möchte nur einmal im Leben erfahren, wie es thut, wenn Gutes von einem gesprochen wird."

„Ich glaube, man sagt Ihnen nur zu viel Schmeichelhaftes," entgegnete das junge Mädchen lachend, und da sie bei diesen Worten die Schwelle des Hauses erreicht hatten, brachen sie das Gespräch ab, um sich zum Frühstück in das Speisezimmer zu begeben.

Siebentes Kapitel.

Die Gäste, welche im Laufe des Tages eingetroffen waren, versammelten sich, ehe man zu Tisch ging, im Salon, einem langen, mit gelben Atlasmöbeln und großen Spiegeln ausgestatteten Gemache, in welchem einige blaue chinesische Vasen und eine entsetzliche, von Sir Normans Vater vor sechzig Jahren in Rom erstandene Flora aufgestellt waren, ein Schmuck, neben welchem ein Tisch von grünem Malachit, den ein Kaiser von Rußland dem Baronet geschenkt hatte, das Auge nur noch mehr beleidigte. Kein Wunder, daß Lady Davenport den verblichenen fadenscheinigen Komfort und die harmonischen Farben der Bibliothek vorzog. Wer hätte es in der Tiefe seines Herzens nicht gethan? Aber der gute Ton verlangte, daß sich die Gesellschaft im Salon versammelte, und Lady Davenport, so gut und klug sie war, gehörte zu den Philistern, welche die Grenzen desselben niemals durchbrechen. So waren denn die Staubkappen von grauer Leinwand, welche die Salonmöbel so lange eingehüllt, entfernt worden, und fünfzehn Menschen, die sich in den weichen Polstern der Bibliothek sehr behaglich befunden haben würden, saßen in eisiger Würde auf den gelben Atlasottomanen und Stühlen.

Katharine Johnstone erschien mit Lady Davenports Hilfe zum erstenmal im Leben gut angezogen. Ihr Aussehen belohnte nun aber auch die aufgewendete Mühe, und sie fand, besonders bei den Männern, aufrichtige Bewunderung. Mr. Medway betrachtete sie mit prüfendem Blick und gab nach reiflicher Ueberlegung sein Urteil ab, wie etwa über eine Kuh, indem er erklärte, sie sei gut gebaut und habe einen hübschen Kopf. Lord Windermere sagte Sir Norman, daß sie, gleichviel ob reiche Erbin oder nicht, „ein verflucht hübsches Mädchen“ sei.

„Die Johnstones — Sie wissen, daß sie eine weitläufige Verwandte von mir ist? — sehen alle gut aus,“ entgegnete der Baronet.

„Ah! Wirklich! Ich dachte gleich . . .“ erwiderte Lord Windermere, dem es selten gelang, seine Gedanken ganz zum Ausdruck zu bringen, und Sir Charles Wilverly, der dabei stand, fragte Sir Norman mit halber Stimme:

„Où avez vous pêché cette cousine là, mon cher?“

„Ce n'est pas un péché mortel," gab der Baronet lachend zur Antwort.

Die übrigen männlichen Gäste waren gleichgültige Menschen, die wir übergehen, da sie mit unserer Geschichte nichts zu thun haben. Ueber Lord Windermere und seine Gemahlin schrieb Katharine in ihr Tagebuch:

„Mr. Davenport hatte mit seinem Urteile ganz recht; sie sind wirklich dumm. Lady Windermere war sehr freundlich, setzte sich zu mir aufs Sofa und bemerkte: ‚Wie angenehm ist es doch für Sie, bei unserer lieben Lady Davenport sein zu können,' und als ich einstimmte, variierte sie die Phrase und meinte, daß nichts angenehmer sein könne ... daß es auch für Lady Davenport sehr angenehm sein müsse ... daß es sich für beide Teile gar nicht angenehmer hätte treffen können u. s. w. Mrs. Latour belustigte mich sehr. Sie ist eine große schöne Frau mit dem einfältigsten Gesicht der Welt und von einer Selbstgefälligkeit, wie sie mir kaum je vorgekommen. Ich glaube, sie vergißt ihre Person, ihre schönen Kleider, sowie den Eindruck, den sie zu machen glaubt, keinen Augenblick, und ihre Eitelkeit ist noch amüsanter als ihre naiven Bemerkungen. Als sie hörte, daß ich zur Jagd reite, rief sie: ‚Ach es muß reizend sein, zur Jagd zu reiten! Aber man würde darüber reden, wenn ich's thäte. Es ist allerdings hart, aber es ist der Preis, den man für seine Erscheinung zu zahlen hat.' Und dabei hatte sie, davon bin ich fest überzeugt, keine Ahnung, wie grob sie war."

* * *

Aber so gut sich Katharine auch an diesem ersten Abend unterhielt, so war doch nur eine Persönlichkeit anwesend, für die sie ein tieferes Interesse faßte und zu der sie sich lebhaft hingezogen fühlte. Dies war Mrs. Hare.

Die Dame stand nicht mehr in der ersten Jugendblüte, war aber noch immer sehr schön. Ihre klassischen Züge waren abwechselnd von Leidenschaft, Humor, Satire bewegt und belebt, und zuweilen — wenn auch nur selten — blitzte unter den halbgeschlossenen, langbewimperten Augenlidern ein Strahl von Güte und weichem Empfinden hervor. Sie konnte sehr amüsant sein; niemand verstand es besser, eine heitere Geschichte zu erzählen, oder eine treffende Satire in so ruhiger Weise zu entwickeln, niemand war aber auch bereitwilliger,

die Vorzüge anderer anzuerkennen, als sie. Aber sie war dennoch eine gefährliche Feindin: von großer Beredsamkeit, wenn es galt, Tyrannei, besonders häusliche Tyrannei, zu geißeln, immer bereit, die Unterdrückten zu beschützen, glühend und bitter in ihrem Spott und ihrer Verachtung und unversöhnlich, wenn man sie beleidigte. Kam es ihr darauf an, jemand durch Liebenswürdigkeit zu bestricken, so war es kaum möglich, ihr zu widerstehen, selbst wenn man das, was sie that und sagte, nicht billigte — und dieser Art von Zauber unterlag auch Lady Davenport. Es gab kaum zwei Frauen, die von Grund aus so verschieden waren wie diese beiden; aber nachdem sich Lady Davenport in ihrem starken Gerechtigkeitsgefühl einmal überzeugt hielt, daß Mrs. Hare großes Unrecht geschehen, übte die großzügige, leidenschaftliche, glänzend begabte Frau auch über die gehaltene, verständige Natur der andern eine große Gewalt aus. Dies war um so merkwürdiger, da Lady Davenport weder die rechte Schätzung für den Genius der geistreichen Schriftstellerin hatte, noch mit ihren Ansichten übereinstimmte. Sie mißbilligte nicht selten die beißenden Witzworte ihrer Freundin, aber sie lieh den Skandalgeschichten, die man sich in Bezug auf das Verhältnis zwischen Mrs. Hare und Sir Charles Wilverly zuflüsterte, keinen Augenblick ein gläubiges Ohr, und um für ihren Glauben an die Harmlosigkeit dieser Freundschaft Zeugnis abzulegen, hatte sie beide gleichzeitig in ihr Haus eingeladen. Der Schutz einer so sittenstrengen Frau hatte sich schon früher als festes Bollwerk für Mrs. Hare erwiesen, und sie hatte ihren Dank dadurch ausgedrückt, daß sie Lady Davenport ein Bändchen Gedichte gewidmet. Lady Retford mochte sich immerhin vor innerlichem Lachen schütteln, flüstern und den Kopf hin und her wiegen, die Erscheinung Mrs. Hares als Gast ihrer Schwägerin bekundete, daß diese die schöne Frau vielleicht für unvorsichtig hielt, alles andere Geklatsche aber der Bosheit, der Eifersucht und dem Neid der Welt zuschrieb.

Mrs. Hare saß Katharine bei Tische gegenüber, und die beiden hatten schnell Wohlgefallen aneinander gefunden. Des jungen Mädchens Klugheit, frische Natürlichkeit und gesunde Art hatten die Schriftstellerin, die gleichzeitig eine Dame von guter Erziehung war, lebhaft angesprochen, während Mrs. Hares schönes Gesicht und einige meisterhaft erzählte Anekdoten Katharines ganze Bewunderung erregten.

„Das junge Mädchen wirkt belebend wie ein frischer

Seewind," sagte Mrs. Hare zu ihrem Nachbar Sir Charles. „Sie ist viel zu gut für Roger; hoffentlich fällt sie ihm nicht zum Opfer."

„Sie sieht mir nicht danach aus. Aber sehen Sie nur, wie er die junge Frau mit dem blonden Lockenkopfe anblickt. Man sagt, daß keine Frau seinen Augen zu widerstehen vermag."

„Thorheit. Er sieht ja aus wie ein Kopf aus einem Friseurladen."

* * *

Nach Tische lud Mrs. Hare Katharine ein, sich zu ihr auf das Sofa zu setzen. Sie unterhielten sich eine Weile, und es fiel der gewandten Frau, die selbst eine offene Natur war, nicht schwer, das Vertrauen des Mädchens zu gewinnen. In einer Viertelstunde hatte sie genug von der jungen Wilden erfahren, um ihr Interesse an derselben zu steigern. Sie fand, daß Miß Johnstone viel gelesen und das Gelesene selbständig in sich verarbeitet hatte, und das überraschte sie, die unsere gewöhnlichen jungen Damen als ziemlich gedankenlose Maschinen betrachtete.

„Was denken Sie von den Männern, die Sie hier sehen?" fragte Mrs. Hare nach einer Weile. „Außer Sir Charles Wilverly und dem Hofmeister nichts als Strohköpfe."

„Mr. Davenport ist nicht sehr belesen, aber er besitzt Geist und Verstand," entgegnete Katharine.

„Ja, die Sorte Geist und Verstand, die niemand zum Heil gereicht. Ich bin im allgemeinen nachsichtig gegen Taugenichtse, aber Roger Davenport verdient keine Nachsicht. Er hat seiner armen Mutter zu viel Sorge und Kummer bereitet, und noch jetzt . . ."

Hier wurde das Gespräch durch Lady Davenport unterbrochen, welche mit einer Frage zu Mrs. Hare trat. Katharine stand auf und gesellte sich zu Mrs. Courtland, welche, seitdem die Damen in den Salon zurückgekehrt waren, allein bei einem Photographiealbum saß. Diese Isolierung, obgleich eine wahrscheinlich absichtliche, hatte nichts Auffallendes, da die acht übrigen Damen sich zu zweien zu einander gesellt hatten und Mrs. Courtland die neunte einzelne war; aber Katharine fühlte sich jetzt, nachdem das Gespräch mit Mrs. Hare unterbrochen war, in ihrer Gutmütigkeit doch gedrungen, der Vernachlässigten Gesellschaft zu leisten.

Fast die ersten Worte, welche Mrs. Courtland sagte, waren die:

„Was denken Sie von Mr. Davenport?"

„Ich finde ihn sehr schön und angenehm, wie ihn wohl alle Welt finden muß."

„Ja, und dabei geht man sehr hart mit ihm um — seine Mutter an der Spitze. Ich hoffe, Sie werden freundlich gegen ihn sein. Er spricht viel von Ihnen, sagt, Sie wären klug und gut, und meint, es würde ein wahres Glück für ihn sein, Sie zur Freundin zu haben."

Katharines Erstaunen war mit einiger Entrüstung gemischt, und es ist schwer zu sagen, welche Antwort sie auf diese indiskrete Anspielung gegeben haben würde, wenn die Herren nicht eben eingetreten wären. Lord Windermere und Mr. Medway traten zu den beiden, und ein wenig später gesellte sich auch Roger Davenport zu der Gruppe. Er ging Mrs. Courtland den ganzen Abend nicht wieder von der Seite. Das Paar begab sich nach einiger Zeit in das Billardzimmer, um eine Partie zusammen zu spielen, aber als Katharine eine Viertelstunde später mit einem der jungen Männer in gleicher Absicht das Zimmer betrat, fand sie Mrs. Courtland mit totenbleichem Gesicht und geschlossenen Augen auf einer Chaiselongue liegen und Roger, mit einem Glas Wasser in der Hand über sie gebeugt, neben ihr stehen.

„Sie ist ohnmächtig geworden, aber ich wollte keinen Lärm schlagen," sagte er langsam. „Haben Sie vielleicht ein Riechfläschchen bei sich? Sie wird schnell wieder zu sich kommen."

„Nehmen Sie den Fächer und fächeln Sie ihr Luft zu, während ich mein Riechfläschchen hole. Mr. Brown, öffnen Sie das Fenster!" befahl das Mädchen, indem sie so schnell als möglich davoneilte.

„Wie gütig Sie gegen mich gewesen sind," sagte Mrs. Courtland, nachdem sie sich erholt hatte, Katharines Hand fassend. „Ich bin Ihnen so dankbar. Ich weiß nicht, was unter all den Damen mit den harten, kalten Herzen aus mir geworden wäre, wenn Sie sich meiner nicht angenommen hätten. Aber ich fühle mich sehr schwindlig und schwach und will nach Hause fahren. Kommen Sie doch morgen und sehen Sie nach, wie es mit mir steht."

Katharine versprach es. In ihr Tagebuch schrieb sie an diesem Abend folgende Zeilen:

„Ich werde nicht klug aus der kleinen Frau. Liebt sie Roger wirklich oder hat sie nur ein tiefes freundschaftliches Interesse für ihn, wie ich offenbar glauben soll; denn nur unter dieser Voraussetzung begreife ich, daß sie ihn mir in so auffallender Weise vorlobte. Daß sie nicht eifersüchtig auf mich ist, verstehe ich; aber daß sie uns zu einander zu führen sucht und — wenn ich sie nicht gröblich mißverstanden habe — auf eine mögliche Verbindung zwischen uns hindeutete, geht über meine Begriffe. Wie unruhig, aufgeregt und zart sie aussieht! Als sie bleich und still dalag, kam es mir vor, als müsse die innere Unruhe den schwachen Körper zerstören. Mr. Davenport sah mich, als er neben dem Sofa stand, mit einem seltsamen Ausdruck an, der sich vielleicht in die Worte hätte übersetzen lassen: ‚Ich kann nichts dafür — Sie sehen, welche Art von Frau sie ist.' Vielleicht täuschte ich mich aber auch über die Bedeutung seiner Miene und sie sagte etwas ganz anderes. Jedenfalls behielt ich einen peinlichen Eindruck davon in der Seele."

Am folgenden Tage fuhr das junge Mädchen nach Brookwood, aber nicht allein. Sie bat Mrs. Hare, sie zu begleiten, und der Besuch war ein sehr kurzer. Mrs. Courtland schien wieder ganz wohl und heiter. Sie war voll von dem Balle, den sie nach Neujahr geben wollte und zu dem sie die Cotillonspenden aus Paris kommen ließ. Sie erwartete, wie sie sagte, wenigstens zweihundert Gäste; man sollte in den Glashäusern an kleinen Tischen speisen, der Park sollte illuminiert werden u. s. w. Mitten in dem Gespräch wurde Roger Davenport gemeldet und Mrs. Hare brach sofort auf.

„Ich fürchte, es könnte finster werden, ehe wir heimkommen," sagte sie. „Diese Frau und Roger Davenport sind einander wert," bemerkte sie auf dem Heimwege. Katharine schwieg.

Achtes Kapitel.

„Wo ist Miß Johnstone, hat sie jemand gesehen?" fragte Lady Davenport, als sie am andern Tage gegen Mittag in das Wohnzimmer trat, wo alle Damen, mit Ausnahme

von Mrs. Hare, mit ihren Handarbeiten versammelt waren. Mrs. Hare befand sich, wie man voraussetzte, schriftstellerisch beschäftigt noch in ihrem Zimmer.

„Die werden Sie mit den Männern im Billardzimmer finden," entgegnete Lady Retford lachend. „Wir sind ihr zu langweilig. Erst hatte sie die Absicht, draußen im Regen spazieren zu gehen; aber als sie sah, daß die Männer im Billardzimmer blieben, ging auch sie dorthin."

„Ich würde so gern mitgegangen sein!" rief Mrs. Latour, ihr hübsches, dummes Gesicht von einer gestickten Sonnenblume erhebend. „Ich spiele nur nicht Billard und der Cigarrenrauch macht mir übel; vielleicht ist es auch gar nicht hübsch, dort zu sitzen, aber ich hätte es so gern einmal versucht. Ich fürchtete nur, man könnte darüber reden — und noblesse oblige."

Lady Davenport lächelte, gab aber keine Antwort und verließ die Bibliothek.

Lady Retford hatte übrigens ganz richtig geraten. Als ihre Schwester die Thür des Billardzimmers öffnete, erblickte sie durch eine Rauchwolke hindurch, mit dem Billardstocke in der Hand, Katharine, die zwar nicht mit allen Männern spielte, aber doch mit einem, und dieser eine war Roger. Er drehte der Thür den Rücken und seine eintretende Mutter hörte ihn eben sagen:

„Da anständige Frauen nichts mit mir zu thun haben wollen, muß ich mich eben mit denen begnügen, die es wollen."

Beim Rauschen des Kleides seiner Mutter drehte er sich schnell um und wenigstens einmal in seinem Leben wurde er rot. Sie beachtete ihn nicht, sondern sagte nur in ihrer gewöhnlichen ruhigen Weise zu Katharine:

„Wollen Sie, wenn die Partie zu Ende ist, auf einige Minuten zu mir in mein Zimmer kommen, Miß Johnstone?"

Katharine führte, völlig unbeirrt von der Anwesenheit Lady Davenports, einen meisterhaften Stoß und entgegnete, nachdem sie sich wieder aufgerichtet hatte, mit strahlendem Gesicht:

„Gewiß. Ich werde Mr. Davenport binnen zehn Minuten geschlagen haben und dann will ich zu Ihnen kommen, Lady Davenport."

Sobald sich die Thür hinter seiner Mutter geschlossen hatte, sagte Roger, der sich zu seinem Stoße vorbereitete, ohne aufzublicken:

„Sie werden sehen, daß ich mit dem, was ich Ihnen gestern sagte, recht hatte. Meine Mutter wird Sie vor mir warnen."

„Wie können Sie so etwas sagen, Mr. Davenport; Sie scheinen an keinen Menschen zu glauben. Ihre Mama würde sicherlich kein Wort sagen, das nicht — das nicht . . ."

„Das nicht wahr wäre. Da haben Sie ganz recht. Sie hat mich lieb, aber sie versteht mich nicht. Ich bin wirklich nicht ganz so schlecht, wie sie denkt."

„Ich glaube, sie ängstigt sich sehr um Sie, und ich begreife das. Gestehen Sie doch selbst zu, daß sie Ursache dazu hat."

„Gewiß! Aber sie bringt nur nicht in Anschlag, daß der Einfluß einer Frau — natürlich müßte es die richtige Frau sein — einen ganz andern Menschen aus mir machen würde."

Katharine öffnete den Mund zu einer Antwort, verschluckte dieselbe aber noch rechtzeitig. Dabei that sie indessen einen ungeschickten Stoß und gab Roger Gelegenheit, die Partie zu gewinnen.

„Sie haben nur durch eine Ueberrumpelung gesiegt," sagte sie lachend, als sie den Billardstock hinlegte.

Er zündete sich, nachdem sie das Zimmer verlassen, eine neue Cigarre an und lehnte sich, den Rücken gegen das Feuer gekehrt, mit der Schulter an den Kaminsims.

„Wenn ich dich gewinne, wird es ebenfalls durch Ueberrumpelung geschehen . . ." murmelte er mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin. „Aber wenn ich das Spiel verliere . . . was dann?"

Lady Davenport saß vor ihrem Schreibtische, als Katharine eintrat.

„Kommen Sie näher," sagte sie, indem sie aufstand, dem jungen Mädchen entgegenging und sie nach dem Kaminplatze führte. „Setzen Sie sich hier zu mir aufs Sofa, ich möchte mit Ihnen sprechen. Es gibt Dinge, vor denen ich Sie, da ich im Moment Mutterstelle an Ihnen vertrete, warnen muß. Zuerst möchte ich Sie bitten, jedes nähere Verhältnis zu Mrs. Courtland zu vermeiden. Sie sind gestern zu ihr gefahren und das thut mir leid. Das Betragen der Dame hat mir vorgestern abend sehr mißfallen und ich werde sie gewiß nie wieder einladen. Ich hatte keine Ahnung . . . aber jedenfalls ist mein Sohn nicht weniger zu tadeln. Ich will ihn durchaus nicht entschuldigen."

Katharine wartete eine Minute, ehe sie sagte:

„Alle Menschen sind ungerecht gegen Ihren Sohn, Lady Davenport; nur Mrs. Courtland zeigt sich ihm freundlich und teilnehmend, und wenn sie auch vielleicht keine sehr kluge Frau und Freundin ist, so beabsichtigt sie doch gewiß nichts Böses."

Lady Davenport biß sich auf die Lippen.

„Was Sie da in Bezug auf Roger sagen, zwingt mich, auch von ihm zu sprechen, obgleich ich es, das können Sie mir glauben, sehr ungern thue. Ich bin seine Mutter und habe ihn sehr lieb; aber ich bin nicht blind gegen seine Fehler. Sie scheinen ihn zu bemitleiden und zu glauben, daß er ungerecht beurteilt wird. Ich versichere Sie, sein Vater ist mehr als nachsichtig gewesen. Roger hat Ihr Interesse gewonnen, wie das der meisten Frauen, und Frauen von Mrs. Courtlands Art haben ihn verdorben. Ich glaube natürlich an kein wahres Gefühl von der einen oder andern Seite — es ist alles nur Eitelkeit —, aber dadurch wird die Sache nicht weniger schlimm. Ich hoffe zwar, er wird sich nochmal ehrlich und aufrichtig verlieben und dann heiraten; aber das kann nicht eher geschehen, als bis ihm sein bisheriges Leben zuwider geworden ist."

„Ich glaube, das ist jetzt der Fall," entgegnete Katharine.

Lady Davenport schüttelte den Kopf.

„Er besitzt nicht die Kraft, der Versuchung zu widerstehen, und macht keine Anstrengung, die Vergangenheit auszulöschen . . . Sie werden es vielleicht sonderbar finden, daß ich Ihnen alles das sage, aber ich thue es nicht ohne Ueberlegung."

„Er bereitete mich schon darauf vor," entgegnete Katharine lächelnd.

Lady Davenport war offenbar überrascht und ein schwaches Rot stieg auf ihren bleichen Wangen empor.

„Er hat Sie darauf vorbereitet?" wiederholte sie. „Nun, dann ist's ja um so besser, daß ich diese Unterredung herbeiführte. Sie wissen, Miß Johnstone, ich pflege so wenig wie möglich sowohl über die Angelegenheiten unserer Nachbarschaft, wie über die meiner eigenen Familie zu reden; aber da mein ältester Sohn gewillt scheint, hier zu bleiben, bin ich es Ihnen schuldig, Sie zu warnen. Er steckt über und über in Schulden, und da sein Vater nicht imstande ist, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen, würde er, wenn er ein reiches Mädchen fände, das thöricht genug wäre, ihn zu nehmen, sicherlich kein Bedenken tragen, sie zu heiraten, auch wenn er sich nicht das

Geringste aus ihr machte. Das ist so Grundsatz des Kreises, in dem er lebt, und man findet nichts Ehrenrühriges oder Unrechtes dabei. Ich finde es grausam und schlecht, und eine solche Heirat würde mich tief betrüben."

„Und Sie halten mich für thöricht genug, ihn zu nehmen, obwohl ich weiß, daß er sich nichts aus mir macht?" erwiderte Katharine, der das Blut langsam in die Wangen gestiegen war.

„Ich fürchte, er könnte Ihnen weismachen, daß er Sie liebe," gab Lady Davenport leise zur Antwort.

Das junge Mädchen blieb eine Minute stumm und hielt den Blick fest auf die gegenüberliegende Wand gerichtet. Dann wendete sie die nußbraunen Augen voll und offen zu Lady Davenport und sagte lebhaft:

„Ich danke Ihnen für die Warnung; aber ich hoffe, Ihre Befürchtungen sind grundlos. Ich habe bis jetzt nicht die geringste Veranlassung, zu glauben, daß ihr Sohn solche Absichten verfolgt. Er hat nie ein Wort gesagt, das mich zu der Vermutung berechtigte."

„Das freut mich — freut mich wirklich von Herzen," entgegnete Lady Davenport, deren im Schoße liegenden gefalteten Hände ein wenig unruhig geworden waren. Ich hoffe, er bleibt dabei. Jedenfalls ist's aber am besten, wenn Sie die ganze Wahrheit über ihn wissen. Was er selbst über sich sagt, brauchen Sie nicht zu glauben, denn vielleicht betrügt er sich selbst, vielleicht will er Sie betrügen. Er wird Ihnen erzählen, er sei ein Opfer der Verhältnisse, wir verstünden ihn nicht u. s. w. Was soll ich Ihnen weiter sagen? Es ist hart für eine Mutter, gegen ihr eigenes Kind zu sprechen, und ich würde es sicherlich nicht thun, wenn das Verhältnis zwischen Ihnen und mir nicht ein so eigentümliches wäre. Wenn er versucht, sich freundlich zu Ihnen zu stellen, so kann ich das im Grunde nicht mißbilligen, denn ich wünsche ja nichts sehnlicher, als daß er sich in der Gesellschaft anständiger Frauen wohlfühlen möchte. Aber ich mußte Sie warnen."

„Werden Sie zu dem Balle gehen, den Mrs. Courtland geben will?" fragte Katharine, das Gespräch kurz abbrechend.

„Das werde ich kaum vermeiden können, denn ich habe versprochen, ihr eine Anzahl meiner Gäste zuzuführen. Aber in Zukunft werde ich die Dame so wenig als möglich sehen. Ihr Wesen ist, um mich mild auszudrücken, vom schlechtesten Stil, und es thut mir leid, in so naher Nachbarschaft mit ihr zu wohnen."

„Ich verstehe nichts von gutem und schlechtem Stil," sagte Katharine lachend. „Es scheint mir aber, als nenne man schlechten Stil das, was die Männer gern haben, und guten, was vernachlässigte Frauen schön finden. Ist Mrs. Latour eine Frau von gutem Stil?"

„Sie ist ein thörichtes, eitles, halbgebildetes Geschöpf, aber sehr harmlos nach der Seite hin, nach welcher Mrs. Courtland es, wie ich fürchte, nicht ist. Sie ist eine Cousine Sir Normans und deshalb fühle ich mich verpflichtet, sie dann und wann einzuladen."

„Von allen Ihren Gästen gefällt mir Mrs. Hare am meisten. Sie ist sehr freundlich gegen mich und so interessant und unterhaltend; aber Lady Retford meint . . ."

„Bitte, geben Sie nichts auf das, was meine Schwägerin sagt. Eine geschiedene Frau befindet sich immer in schwieriger Stellung und Mrs. Hare ist unglücklicherweise keine kluge, vorsichtige Frau im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sie sagt und thut Dinge, die ihr Feinde machen müssen. Ich habe sie sehr gern. Sie ist eine feine, edle Natur, mit der man sehr hart umgegangen ist. Deshalb habe ich immer zu ihr gehalten; aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich alles billige, was sie thut. Ihre glänzenden Gaben machen sie sogar zu einem gefährlichen Beispiele. Bitte, lassen Sie das nicht aus den Augen."

„Da ich keine glänzenden Gaben besitze, finde ich die Gefahr für mich nicht sehr groß," lachte Katharine. „Das einzige, womit sie mich anstecken könnte, ist ihre Begeisterung für alles Schöne und Edle, ihre Verachtung des Gemeinen und ihre Teilnahme und Hilfsbereitschaft jedem Leidenden gegenüber."

Damit endigte das Gespräch und die beiden Damen begaben sich zusammen nach der Bibliothek.

Neuntes Kapitel.

Das Christfest war gekommen und vorübergegangen und Mrs. Hare und Katharine waren einander näher getreten. Miß Johnstone zog die Gesellschaft der witzigen Schriftstellerin jeder andern vor, und diese hatte ein immer lebhafteres Inter-

esse für das unverbildete junge Mädchen gefaßt. Roger machte in Gegenwart der übrigen Hausbewohner kaum noch einen merklichen Versuch, mit Katharine zusammen zu sein; aber es fügte sich im Laufe des Tages doch meist wie von selbst, daß sie sich einige Minuten allein sprachen, mochte es nun im Gewächshause, auf der Treppe oder im Stalle sein, wo Katharine häufig nach ihren Pferden zu sehen pflegte. Ohne Lady Davenports Warnung würde das junge Mädchen ihn in ihrer harmlosen Weise wie früher jeden Morgen zu einer Partie Billard oder Lawn-tennis aufgefordert haben. Wie die Dinge lagen, unterhielt sie sich, sobald Roger das Zimmer betrat, mit anscheinendem Interesse mit Mr. Medway oder Lord Windermere, ja sie setzte sich sogar zweimal, als die Augen des jungen Mannes sie zu einem Sitz an der andern Seite des Kamins einluden, zu Mrs. Hare auf das Sofa. Was konnte man weiter von ihr verlangen? Konnte sie es hindern, wenn er ihr nach den Ställen oder nach dem Gewächshause folgte?

Mrs. Hares Samtaugen sahen dies alles und auch von ihrer Seite sollte es an einer Warnung nicht fehlen.

Der Neujahrstag war unter strömendem Regen angebrochen. Während des ganzen Morgens war niemand ausgegangen und eben hatte die Glocke zum zweiten Frühstück die Gäste zusammengerufen.

„Ich denke, Sie machen sich nicht viel aus einem bißchen Regen; wollen wir nicht ein wenig ausgehen?“ fragte Mrs. Hare Katharine leise.

Das junge Mädchen nickte zustimmend.

„Bei solchem Wetter wollen Sie hinaus?“ rief Mrs. Latour, als eine Viertelstunde später die beiden Damen, in ihre Regenmäntel gehüllt, in der Halle an ihr vorüberschritten. „Es gießt ja in Strömen!“

„Wirklich? Ja, aber Miß Johnstone und ich sind von dem Dämon der Ruhelosigkeit besessen.“

„Von einem Dämon? O, sagen Sie doch nicht so etwas, Mrs. Hare! Und heute abend ist Ball. Sie werden sich in dem kalten Winde rote Nasen holen.“

„Man sagt, in Paris werden diesen Winter rote Nasen getragen. Sie sind Mode!“

„O, das ist nicht Ihr Ernst. Ich kann es nicht glauben. Ich pudere meine Nase immer so sorgfältig, wenn es auch nur ein bißchen kalt ist, besonders auf dem Lande. In der Nekropolis ist es nie so kalt!“

„Da hätte ich nun geglaubt, müßte es gerade sehr kalt sein," entgegnete Mrs. Hare ernsthaft. „Jedenfalls braucht man dort aber keinen Puder."

Mrs. Latour merkte nichts von dem unterdrückten Gekicher der übrigen und Mrs. Hare und Katharine traten hinaus in den Regen.

„Wie lange sind Sie schon hier?" fragte Mrs. Hare, nachdem sie eine Weile nebeneinander hergegangen waren?

„Beinahe zwei Monate."

„Ist Roger Davenport ebenfalls die ganze Zeit über hier gewesen?"

„O nein. Er ist erst seit — seit etwa drei Wochen hier."

„Er hält sich sehr selten so lange zu Hause auf. Haben Sie eine Ahnung, was ihn diesmal hier fesselt?"

„Wie sollte ich? Ich glaube, er amüsiert sich."

„Er hat bei dem, was er thut, meist einen Zweck, und seine Anbetung für Mrs. Courtland ist nur Maske. Ich durchschaue ihn."

„Eine solche Menschenkenntnis besitze ich nicht," entgegnete Katharine, ohne ihre Gefährtin anzusehen.

„Sie sind noch sehr jung und haben die Menschen nicht studiert wie ich," fuhr Mrs. Hare ohne Umschweife fort. „Er will Ihre Teilnahme — Ihr Interesse gewinnen — will Sie glauben machen, Ihr Einfluß könne ihn umwandeln, Sie sollen denken, er sehne sich nach Befreiung aus den Banden, in denen ihn jene schöne Frau gefangen hält — Sie könnten sein rettender Engel werden. Die meisten Frauen sind nicht unempfindlich gegen diese Art von Schmeichelei; aber ich würde es beklagen, wenn Sie sich dadurch bethören ließen. Er wird niemals ein anderer Mensch werden, als er ist, und selbst wenn er es für kurze Zeit würde, dürfte man ihm nicht trauen. Ich bin überzeugt, er würde die alten Wege gehen, sobald er das, was er zu erreichen wünscht, erreicht hat."

„Was berechtigt einen Menschen, von dem andern so niedrig zu denken?" rief Katharine halb zornig.

„Ich habe ihn von Kindheit auf gekannt und besitze sehr empfindliche geistige Fühlhörner. Ich habe auch manchen Taugenichts gern gehabt, aber es muß ein Herz hinter den Thorheiten und dummen Streichen stecken. Roger Davenport ist nicht imstande, sich je ernstlich zu verlieben."

„Vielleicht wenn er . . ."

„Vielleicht wenn er die Rechte fände, wollen Sie sagen.

Nein, täuschen Sie sich darüber nicht. Roger Davenport ist keines tiefen Gefühls fähig, und lassen Sie sich eines sagen, Kind: heiraten Sie den ärgsten Lümmel, wenn Sie ihn achten können, oder wenn er wenigstens ein Herz hat, aber glauben Sie nicht, daß ein Mensch zu bessern ist, dem die Fähigkeit eines tiefen Gefühls abgeht. Lassen Sie sich mein Beispiel zur Warnung dienen. Ich heiratete ebenfalls in dem Glauben, einen Verlorenen retten zu können, und würde an der Täuschung zu Grunde gegangen sein, wenn ich mich nicht zu einer Trennung entschlossen hätte."

Unter diesem Gespräch, das nicht ohne tiefen Eindruck auf Katharine blieb, waren die beiden in die sogenannte lange Allee des Parkes eingebogen und sahen sich plötzlich Malcolm und Holroyd gegenüber. Die lange Allee war ein durch mächtige Tannen gehauener Weg, über welchen sich die Zweige der alten Bäume so dicht schlossen, daß der sandige, dick mit Tannennadeln bestreute Boden so trocken war wie im Sommer.

„Ist's hier nicht wunderschön?" rief Malcolm. „Wie in einem Dom — und auch so still und feierlich. O, Mrs. Hare, was haben Sie da für einen reizenden Regenmantel! So chic! Wollen Sie mit uns spazieren gehen?"

Holroyd legte in militärischer Art zwei Finger an seinen Hut und blieb stehen, um die Damen vorüber zu lassen.

Der Weg war so schmal, daß drei Personen nicht gut nebeneinander Platz hatten, und da Mrs. Hare sich zu Malcolm gesellte, machte es sich von selbst, daß sich Katharine an Mr. Holroyds Seite befand. Sie konnte nicht ohne ein Wort an ihm vorüberschreiten, um dann allein weiter zu gehen; außerdem, wenn es ihm beliebte, steif und unfreundlich zu bleiben, sollte es nicht ihre Schuld sein. Sie wenigstens wollte sich keine Unhöflichkeit zu schulden kommen lassen.

„Werden Sie heute abend den Ball besuchen, Mr. Holroyd?" fragte sie.

„Lady Davenport hat den Wunsch ausgesprochen, daß ich mitgehen solle."

„Aber, Sie würden es lieber nicht thun? Sie verachten solche frivole Belustigungen?"

„Ich habe früher sehr gern getanzt. Jetzt ist das etwas anderes ... Ich habe seit Jahren keinen Ballsaal betreten."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie zu alt wären, um zu tanzen?"

„Nein, wenn ich noch Luſt hätte, zu tanzen, würde ich es thun. Irgend eine würde ſich wohl noch meiner erbarmen. Glücklicherweiſe habe ich aber keine Luſt mehr und brauche die Gutmütigkeit der Damen nicht auf die Probe zu ſtellen."

„Was mich betrifft, ſo würde ich es nur höflich finden, wenn Sie mich zum Tanz aufforderten."

Ihr gutes Herz ließ ſie dieſe unpaſſende Rede riskieren, denn es war ihr vorgekommen, als drücke ſich eine kleine Bitterkeit in ſeinem Tone aus. Sie irrte ſich, der Mann war viel zu ſtolz, um ſich über die Stellung, die er freiwillig einnahm, zu beklagen.

„Sie ſind ſehr gütig," ſagte er, ohne ſie anzuſehen, während das Blut ihm ins Geſicht ſtieg. „Sie werden jüngere und in jeder Beziehung paſſendere Tänzer finden."

„So lehnen Sie ab? In Melbourne wäre mir das von niemand paſſiert. Dort hätte man das unartig gefunden, Mr. Holroyd," entgegnete das junge Mädchen verletzt.

„Und man hätte recht gehabt. Aber mein Mangel an Lebensart ſollte allein ſchon Grund genug für Sie ſein, nicht mit mir zu tanzen. Sie ſind hier, um die feine engliſche Geſellſchaft kennen zu lernen, und mit mir würden Sie Ihre Zeit vergeuden, Miß Johnſtone."

Es lag, wie Katharine recht wohl herausfühlte, etwas Verächtliches in dieſer Rede.

„Wenn es mir gefällt, dieſen Mißgriff zu thun, ſo wären Sie nicht der Mann, welcher mich darum zu ſchelten hätte," ſagte ſie gereizt. „Sie müſſen ſehr wenig Wohlwollen beſitzen. Ich bin eine Fremde hier und Sie ſind ſo viel älter als ich und kennen die Welt und die Geſellſchaft. Es ſtünde deshalb in Ihrer Macht, mir in vielen Stücken nützlich zu ſein; ſtatt deſſen . . ."

„Ich — ich könnte Ihnen nützlich ſein? Wie wäre das möglich?"

„Wenn Sie mich über Dinge unterrichteten, von denen ich nichts weiß. Wenn Sie mir einen aufrichtigen Rat gäben, in Fällen, wo ich einen ſolchen brauche. Aber nein, ſtatt deſſen geben Sie mir kurze, unartige Antworten, ſo oft ich Sie anrede. Natürlich weiß ich, daß meine Unterhaltung Sie nicht intereſſieren kann, daß Sie mich für eine halbe Barbarin halten, die nichts von der Welt weiß, als was ſie durch ein bißchen Lektüre gelernt hat; aber Sie könnten doch hin und wieder einmal von der Höhe Ihrer Weisheit herabſteigen und

verständig zu mir sprechen, anstatt mich hochmütig und mürrisch abzuweisen."

Holroyd sah ein wenig betreten aus.

„Sie mißverstehen unsere Stellung zu einander," sagte er endlich. „Sie sind in einer Absicht hierher gekommen, die Sie ohne Zweifel schnell erreichen werden. Die Welt, in die Sie eingetreten sind, wird bald zu Ihren Füßen liegen. Was sollte Ihnen die Ansicht oder der Rat eines Mannes nützen, der nicht zu dieser bevorzugten Gesellschaftsklasse gehört? Wenn ich Ihnen sagte, diese Gesellschaft ist von Grund aus faul und verrottet, sie tanzt nur um das goldene Kalb — würden Sie mir Glauben schenken? Sie würden mir mit vollem Recht entgegnen, daß ich das nicht wissen könne, da ich nicht zu ihr gehöre. Wären Sie ein junger Mann, so könnte ich Ihnen vielleicht von einigem Nutzen sein, denn ich kenne die männliche Jugend und weiß, von welchen Gefahren sie bedroht ist. Einer jungen Dame kann ich nicht folgen, und jeder Versuch, es zu thun, würde als eine Aufdringlichkeit betrachtet werden."

„Von wem, wenn ich bitten darf?"

„Vielleicht von denen, auf deren Ansicht und Meinung ich Rücksicht zu nehmen habe."

Katharine schwieg einige Minuten.

„Mr. Holroyd, wollen Sie mir eine Frage beantworten?" sagte sie dann. „Es handelt sich dabei nur um eine Ansicht und es wird dadurch niemand kompromittiert."

„Fragen Sie."

„Sie verachten mich, weil ich in eine Gesellschaftsklasse einzudringen suche, zu welcher ich durch meine Herkunft nicht gehöre. Ist das aber nicht ganz natürlich. Wenn ich mir die Thür mit meinem Golde öffnen kann, warum soll ich nicht hineinblicken, um zu sehen, ob es da drin nicht angenehmer ist als in dem langweiligen Kreise, in dem ich mich bis dahin bewegt habe?"

„Wenn Sie die Gesellschaft von Leuten suchten, die besser und klüger sind als die, mit denen Sie bis jetzt umgingen, so würde ich Sie begreifen. Wie die Dinge aber liegen, berührt mich, wie ich ganz offen gestehe, Ihr Wunsch, in das Leben der vornehmen Gesellschaft einzudringen, nicht sympathisch. Freilich ist es natürlich. Jedermann sucht heutigestags um eine Stufe höher zu kommen, und wenn ich da, wohin Sie wollen, wirklich die Spitze der Dinge erblickte, würde ich mich vielleicht auch bestreben, sie zu erreichen. Aber die Ge-

spräche, deren Zeuge ich dann und wann bin, flößen mir nicht den Wunsch ein, tiefer in jene Kreise einzudringen. So viel gestehe ich Ihnen gern zu."

„Sie sind ein Mann und haben Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen. Mir ist alles neu, und wie sollte ich ein Urteil über das gewinnen, was richtig und wünschenswert ist, wenn ich nicht so viel als möglich davon sehe? Es klingt recht schön, wenn man sagt, ich solle den Umgang solcher Leute suchen, die besser und klüger sind als ich selber. Wie soll ich das aber anfangen? Der erste klügere Mann, den ich finde — ob er besser ist als ich, lassen wir dahingestellt sein —, geht mir absichtlich aus dem Wege und will nichts mit mir zu schaffen haben. Die vornehme Gesellschaft mag ja sehr verdorben sein, aber jedenfalls benehmen sich die Männer, die dazu gehören, nicht so."

„Da haben Sie recht — und wenn dieser Umgang Ihnen genügt, was wollen Sie mehr? Nur der Zufall hat uns in demselben Hause zusammengeführt, und Sie würden Ihren Zweck, einen Einblick in die vornehme Gesellschaft zu gewinnen und selbst eine fashionable junge Dame zu werden, ernstlich gefährden, wenn wir anders als fremd und fern zu einander ständen. Die goldene Jugend, die Sie bald umschwärmen wird, betrachtet mich . . ."

„Sie meinen die Jugend, die der Vergoldung bedarf?"

„. . . als zu einer andern Menschenklasse gehörend," fuhr Mr. Holroyd fort. „Jene sind lustige, bunte Schmetterlinge, ich bin eine zähe, alte Fliege. Solange ich für mich bleibe und den Blumen und Früchten, die sie umflattern, nicht nahe komme, können sie mir nichts anhaben. Zeigte ich aber nur die geringste Neigung dazu — sie würden über mich herfallen wie ein Wespenschwarm und ich hätte mein Schicksal verdient."

Inzwischen hatten Mrs. Hare und Malcolm das Ende der langen Allee erreicht, kehrten um und unterbrachen zu Katharines Bedauern das Gespräch.

Zehntes Kapitel.

An demselben Tage trafen noch zwei Gäste in Davenport ein: Lord Mountjoy und Mr. Thane vom **sten Regiment. Der erstere war ein kleiner lustiger Geselle, der viel und mit lauter Stimme sprach, die ungebundensten Manieren zur Schau trug und über die Maßen verschwenderisch lebte, dem es dabei aber nicht an einem guten Herzen fehlte. Man konnte von ihm mit Recht sagen, daß er selbst sein bitterster Feind sei, und wenn sein Vater, Lord Knaresborough, nicht bald starb oder Mountjoy keine reiche Erbin heiratete, so war sein Untergang so gut wie gewiß.

Charley Thane, wie er allgemein genannt wurde, war in seinem Kreise eine sehr beliebte Persönlichkeit, außerhalb desselben stand er in dem Rufe hochmütiger Ueberhebung; aber er hatte in dem Zulukriege, den er als Freiwilliger mitgemacht, tapfer gefochten und schon dadurch bewiesen, daß er etwas mehr war als der wattierte Stutzer, als den man ihn bis dahin betrachtet. Er war immer heiter und sein Glaube an sich selbst war unerschütterlich, obgleich er niemals prahlte oder sich auf indirekte Weise selbst zu verherrlichen suchte. Alte verdrießliche Herren der früheren Schule nannten ihn „einen unverschämten Bengel", aber es ging ihm doch alles für voll aus. Dinge, die man keinem andern erlaubt hätte, wurden ihm verziehen; man sah ihn eben für einen Menschen an, der das Privilegium besaß, zu thun, was ihm beliebte. Er folgte nie einer Einladung aufs Land, ohne seine große Bulldogge mitzubringen, die in seinem Zimmer schlief und alle Hausmädchen durch Knurren und Zähnefletschen zum Tode erschreckte, wenn sie das Gemach betraten. Er bestimmte, welche Art Wagen man ihm zur Eisenbahnstation schicken sollte — „einen Brougham, wenn Sie die Güte haben wollten, ich kann offene Wagen nicht vertragen" — und sprach es mit seiner klaren, hellen Stimme aus, wenn der Champagner nach dem Pfropfen schmeckte, während die älteren Herren am Tische ihn ruhig hinunterschluckten. Er rauchte in seinem Schlafzimmer, stellte sich bei jeder Mahlzeit erst dann ein, wenn sie halb vorüber war; verstand es aber, auch die empörteste Hausfrau durch sein angenehmes Lächeln und sein liebenswürdiges Wesen mit allen diesen Unarten zu versöhnen.

Die drei jungen Männer saßen vor dem Diner in der Billardstube rauchend bei einander. Ihre Unterhaltung hatte sich bis dahin hauptsächlich um Rennen und Wetten gedreht.

„Was willst du nun anfangen, Roger?“ fragte Thane endlich, ehe sie sich trennten, um sich anzukleiden.

„Ich glaube, ich muß heiraten. Es bleibt mir nichts anderes übrig,“ entgegnete der Gefragte gleichgültig.

„Wenn du ein hübsches Mädchen weißt, die Geld hat und die ich leiden kann, so heirate ich morgen!“ rief Mountjoy. „Aber ich will gehängt sein, wenn ich mich an eine häßliche verkaufe. Ich verlange nicht gerade, daß ich mich bis über die Ohren in sie verliebe, denn ich bin keine romantische Turteltaube, aber ich will erschossen sein, wenn ich mich zeitlebens an eine Frau binde, die ich nicht leiden kann.“

„Da du dich in jede Schürze verliebst, hast du das nicht zu fürchten,“ entgegnete Roger lächelnd.

„Was ist diese Miß Johnstone, die hier im Hause lebt, für eine Art Mädchen?“ fragte Thane.

„Sie ist nicht ganz ohne und würde Mountjoy passen. Nicht so häßlich, wie Erbinnen sonst gewöhnlich sind, aber nicht leicht zu angeln. Wäre meine Mutter nicht gegen mich, so sollte sie schon anbeißen; aber wie die Sachen stehen, würde es lange dauern und Mühe kosten, und ich habe leider keine Zeit.“

„Wieviel Zeit kannst du noch daran wenden, um ihr den Kopf zu verdrehen?“ fragte Mountjoy lachend.

„Wenn es mir in den nächsten drei oder vier Wochen nicht gelingt, zum Zweck zu kommen, muß ich die Sache aufgeben. Es sind einige Papiere mit meiner Unterschrift im Umlauf; ich werde wohl eine Zuflucht in Monaco suchen müssen, und wenn sich auch dort das Glück gegen mich erklärt . . .“ Er brach mit einem leichten Zucken der Schulter ab. „Ist's nicht ein verwünscht unnatürlicher Zug, daß mich meine Mutter in der Geschichte sitzen läßt? Eltern haben gegenwärtig gar kein rechtes Verständnis mehr für ihre Pflichten.“

„O, du undankbarer Schlingel!“ rief Mountjoy. „Hat dich dein Alter nicht immer durchgebracht, solange er noch konnte?“

„Und warum kann er's nicht mehr? Weil er seine eigenen Sprünge macht, die ihm viel Geld kosten. Glaubst du nicht, daß es mit seinen achtundfünfzig Jahren Zeit für ihn wäre, sich zu rangieren? Und dann meine Mutter!

Ihre puritanischen Ansichten über Recht und Unrecht, ihre hochfliegenden, lächerlichen Ideen über Heirat und Ehe gehören wirklich vergangenen Jahrhunderten an. Mit ihr zu streiten, wäre aber ganz unnütz, denn wenn sie sich einmal etwas in den Kopf setzt, so bleibt sie dabei, und wenn sie meinen Absichten auf das Mädchen einen Stein in den Weg werfen kann, wird sie's thun."

„Das wäre ja geradezu eine Auflehnung gegen das Schicksal, welches dies junge Mädchen ganz eigens zu deinem Nutz und Frommen hierher geführt zu haben scheint," lachte Thane. „Aber es ist Zeit, sich umzukleiden. Zeige mir mein Zimmer, Roger. Ich hoffe, es liegt nach Süden. Ich kann die Nordaussichten nicht vertragen."

„Noch einen Rat," sagte Roger, als er die Freunde nach ihren Zimmern führte. „Trinkt nicht von dem Champagner meines Alten. Es ist ein nichtswürdiger Stoff. Er kann schlechten Wein von gutem nicht unterscheiden. Ich habe mir deshalb für meinen Privatgebrauch einige Dutzend Flaschen schicken lassen und werde meinem Diener sagen, daß er euch zwei davon hinstellt. Mit dem Rotwein nach Tisch seid ihr sicher, es ist Lafitte von 54, der im Jahre 55, gleich nach der Verheiratung meines Alten, eingelegt wurde."

Bei Tische saß Katharine zwischen Mountjoy und Sir Charles Wilverly, der sie zu Tische geführt. Sie hatte nie so gut ausgesehen. Lady Davenport hatte der Toilette des jungen Mädchens besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und das einfache weiße Atlaskleid, das Farnkraut in ihrem dunkeln Haar, das Halsband von echten Perlen mit birnförmigen Glocken kleideten sie ausgezeichnet. Sie gehörte zu jenen Frauen, denen es vorteilhaft ist, so wenig Farben als möglich zu tragen, denn ihr blühender Teint, der dunkle Glanz ihres Haares und ihr hoher Wuchs, wie ihre üppigen Formen vertrugen sich schlecht mit starken Farbenkontrasten, und Mountjoy, der — nachdem er Lady Retford, die er zu Tische geführt, die schuldigen zehn Minuten gewidmet — sich Katharine allein zuwendete, fand sie, obwohl er sonst nur kleine Frauen liebte, sehr anziehend: „Ein knuspriges Ding, kein Schwindel, lustig und natürlich, ganz anders als unsere steifen, hochnasigen Erbinnen." Er war ein zu ehrlicher Kamerad, um Roger ins Gehege kommen zu wollen; aber zu Ende des Diners stieg dennoch der Gedanke in ihm auf, daß, wenn die Werbung seines Freundes ohne Erfolg blieb,

die des künftigen Earl von Knaresborough vielleicht mehr vom Glück begünstigt sein könne und daß es ihm — wenn er sich das fest vornähme — sicherlich gelingen würde, sich in das allerliebste junge Mädchen zu verlieben.

Was Katharine betrifft, so war sie halb amüsiert, halb erstaunt. Diese Ungebundenheit des Benehmens und der Sprache, im Verein mit jenem unbeschreiblichen Etwas, welches den zur guten Gesellschaft gehörenden Mann bezeichnet, war ihr vollständig neu. Die jungen Männer, welche bis dahin nach Davenport gekommen, waren im Vergleich zu Mountjoy farblos und gewöhnlich gewesen. Sie hatte geglaubt, die raffiniert-sanfte Glätte und zur Schau getragene Blasiertheit Rogers seien der allgemeine Stempel der jeunesse dorée; aber der kleine Lord mit dem roten Gesicht und den blitzenden Augen, der sich so herzlich an einem Witz und Scherz erfreuen konnte, unterhielt sie, und sie gestand sich, daß er ihr weit besser gefalle als der andere neue Gast, der ihr gegenüber Platz nahm und so selbstgefällig aussah, als er nach dem Fisch ins Speisezimmer geschlendert kam, neben Mrs. Latour in einen Stuhl sank und dann die Tischgesellschaft mit milden Blicken musterte, ohne sich durch die geistreichen Fragen und Bemerkungen seiner Nachbarin im mindesten außer Fassung bringen zu lassen.

Lady Davenport trug an diesem Abend zum erstenmal seit langer Zeit die Familienjuwelen, und jener berühmte Schmuck von Saphiren und Diamanten, welcher im Laufe der Zeit die Stirnen und Nacken so vieler Ladies Davenport geschmückt hatte, aber längst verkauft worden wäre, wenn nicht die genauesten testamentarischen Bestimmungen dies unmöglich gemacht hätten, funkelte wieder einmal im Lichte der Kerzen. Lady Davenport hatte ihn mit einem schweren Seufzer angelegt. Das Geschmeide war auf 12000 Pfund geschätzt, und welche Last von Sorgen würde es ihr abgenommen haben, wenn sie es hätte verkaufen dürfen. Ihres Mannes und Rogers Schulden hätten sich bezahlen, die drückendsten, auf der Besitzung haftenden Hypotheken abstoßen lassen! Aber es ging nicht, und so hatte Sir Norman die Juwelen vor einigen Tagen von der Bank, wo sie sich in Verwahrung befanden, geholt. Sie hatten seitdem in einem verschlossenen Fach in Myladys Schlafzimmer gelegen, und die Besitzerin sollte sie, auf Verlangen des Baronets, bei ihrem ersten Wiedererscheinen in der Welt, auf Mrs. Courtlands Balle tragen.

Als Katharine nach dem Essen in ihr Zimmer zurückkehrte, fand sie ein Bouquet von weißen exotischen Blumen auf ihrem Tische, und das Kammermädchen sagte ihr auf Befragen, dasselbe sei mit dem letzten Zuge von London angekommen. Katharine geriet in die freudigste Aufregung. Sie hatte sich in den Tagen Mühe gegeben, ihre Gedanken von Roger abzuwenden, und doch drängte sich ihr jetzt der angenehme Gedanke auf: „Das kann nur von ihm kommen!“ Aber wie sollte sie sich nun verhalten? Wenn sie ihn darauf anredete und er leugnete, ihr die Blumen geschickt zu haben, geriet sie in die größte Verlegenheit. Noch unschlüssig, was sie thun sollte, ging sie die Treppe hinab.

„Lieber Himmel, das Bouquet muß ja ein Vermögen gekostet haben, Miß Johnstone!“ rief Lady Retford, welche bereits in ihren Mantel gehüllt und zur Abfahrt fertig in der Halle stand. „Haben Sie sich die Blumen aus London schicken lassen?“

„Nein, das habe ich nicht. Ich weiß nicht einmal, von wem sie kommen.“

„Na, das verrät wenig Ahnungsvermögen!“ und sich vorwärts beugend, fügte sie flüsternd hinzu: „Mein Neffe, der Taugenichts, würde doch der jungen Dame, die er heimlich anbetet, nicht erlauben, ohne Bouquet auf dem Balle zu erscheinen!“

Katharine würde gern ein gleichgültiges Gesicht gezeigt haben, aber der lächelnde Zug um ihre Mundwinkel verriet ihr Vergnügen, und das blieb von Lady Retford nicht unbemerkt.

Ein Omnibus und zwei andere Wagen brachten die Gesellschaft nach Brookwood. Katharine saß nicht in demselben Wagen mit Roger und sah ihn erst beim Eintritt in den Ballsaal wieder.

Mrs. Courtland, die, wie jemand von ihr sagte, in der geschmackvollsten Weise „ausgekleidet“ war und ein mächtiges Bouquet gelber Rosen in der Hand trug, empfing Katharine mit großer Herzlichkeit.

„Ich möchte Sie vor allem der Herzogin von Deal vorstellen, Miß Johnstone. Sie wünscht sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ebenso ihr Sohn, Lord Barrencourt. Sie werden ihn sehr angenehm finden, nur ein bißchen blöde. Davon müssen Sie ihn kurieren.“

Die Herzogin von Deal war noch jung genug, um zu

tanzen und eine Menge Thorheiten zu begehen, zu denen es auch gehörte, daß sie große Summen im Spiel und durch Wetten verlor, obgleich ihre Mittel so beschränkt waren, daß es ihr schwer wurde, standesgemäß aufzutreten, und sie viele Kinder hatte. Lord Barrencourt war ein junger Mann von unbeschreiblicher Langweiligkeit, zwar nicht schlecht, selbst nicht unliebenswürdig und, aus einiger Entfernung betrachtet, sogar eine hübsche Erscheinung, während er in der Nähe schläfrig, gallsüchtig und ungesund aussah. Das Mädchen, welches ihn heiratete, konnte es nur thun, um Herzogin zu werden, und mußte ein großes, solides Vermögen mitbringen.

Der junge Mann wurde Katharine gerade in dem Moment vorgestellt, als Roger in den Saal trat. Mrs. Courtland eilte davon, um ihn zu bewillkommnen, und Lord Barrencourt blieb, mit den Augen blinzelnd, stotternd und nach Worten suchend, vor dem Mädchen stehen, während sie, gleichgültig gegen das, was er sagte, mit glühendem Interesse beobachtete, wie Mrs. Courtland Roger empfing. Sie schüttelte ihm die Hand, beugte sich dann ein wenig vorwärts, um ihm etwas zuzuflüstern, und lächelte. Seine Augen ruhten auf ihren weißen Schultern und wanderten dann zu dem Rosenbouquet. „Hat er es ihr geschickt?“ fragte sich Katharine in ihren Gedanken. Wenn dem so war, hoffte sie, daß ihr Bouquet aus anderer Hand kam.

Ihre Beobachtungen wurden durch den blöden jungen Lord unterbrochen, der sie zum Tanze aufforderte.

„Den ersten Tanz habe ich nicht mehr; den zweiten vielleicht.“

Jetzt trat auch Roger auf sie zu; sie fühlte es, obgleich sie im Augenblicke den Rücken nach jener Seite kehrte, und so war sie auch nicht überrascht, als er sie einen Moment später mit seiner sanften, weichen Stimme um die Quadrille bat.

„Sie kommen zu spät. Ich bin für zwei Tänze engagiert.“

„Von diesem großen Einfaltspinsel von Barrencourt?“

„Nein, ich habe meine Gaben verteilt, wie Sie zu thun pflegen,“ entgegnete sie mit einem schnellen, sprechenden Blicke und einem unsicher zuckenden Lächeln.

„Wie meinen Sie das?“

„Daß Sie der galanteste aller Männer sind. Mit einer Hand streuen Sie Rosen, mit der andern Orchideen und Lilien.“

Roger horchte auf. Sie war eifersüchtig, der Erfolg also nicht so ungewiß, wie er geglaubt hatte.

„Ich versichere Sie, daß Blumenausstreuen nicht in meiner Art liegt."

„So habe ich Ursache, mich doppelt geschmeichelt zu fühlen, denn ich verdanke doch wohl Ihnen dies Bouquet?"

„Ich wollte, Sie hätten mir für etwas Bleibenderes zu danken. Es wäre mir lieb, wenn Sie nicht weiter davon sprächen."

„Pflegen die Herren in England den Damen oft Blumen zu schenken?"

„Nur wenn sie sich besonders für sie interessieren."

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, sich für mich zu interessieren, aber ich fürchte, der mögliche Gewinn lohnt so große Opfer nicht."

In diesem Augenblicke erschien Mountjoy, um sie zur Quadrille abzuholen.

„Roger, alter Junge, engagiere eine Dame und sei unser Vis-a-vis."

Roger sah Katharine mit einem Blicke an, welcher sagte: „Sie zwingen mich dazu; es ist zwar gegen meinen Wunsch, aber ich will doch wenigstens Ihr Gegenüber sein." Dann ging er zu Mrs. Courtland.

„Ich habe es bereits einmal abgeschlagen und wollte nicht tanzen; aber . . ." damit nahm sie seinen Arm.

„Eine allerliebste Komödie," sagte Mrs. Hare zu Wilverly, an dessen Seite sie der Quadrille zuschaute. „Alle diese Menschen spielen eine Rolle. Miß Johnstone ist ein kluges, liebes Mädchen, und ich habe sie sehr gern. Aber ich fürchte, sie fällt Roger Davenport zum Opfer."

„Glauben Sie, daß Mrs. Courtland ihn je aus ihren Fängen läßt?"

„Er ist keiner tiefen, dauernden Leidenschaft fähig, und mit ihr wird es die alte Geschichte sein, sie wird bald den Wunsch haben, ihn, wie sie es nennt, ‚vorteilhaft' verheiratet zu sehen, bald nicht. So hat sie eben Barrencourt mit dem jungen Mädchen bekannt gemacht, in der stillen Hoffnung, die Krone mit den Erdbeerblättern möge ihr verlockend erscheinen. Was Roger betrifft, so spielt er, glaube ich, die eine gegen die andere aus. Er hofft, die Eifersucht soll die Erbin dahin bringen, sich zu seinen Gunsten zu entscheiden."

„Er kennt Ihr Geschlecht," sagte Sir Charles lachend.

Mrs. Hare ging auf den Scherz nicht ein.

„Wenn das Mädchen ihn nimmt," entgegnete sie ernsthaft, „und ich fürchte, sie thut es, so wird es nicht aus so kleinen, erbärmlichen Motiven geschehen, sondern weil sie ihn wirklich liebt. Und die Liebe ist blind, wie Sie wissen."

Elftes Kapitel.

Eine halbe Stunde später stand Philipp Holroyd, mit übereinander geschlagenen Armen gegen eine Säule gelehnt, an dem einen Ende des Saales. Er schien dem Tanze mit Interesse zuzusehen und wendete das Auge nur dann und wann von Katharine und Roger, welche sich im Walzer drehten, ab, um Mrs. Courtland nachzublicken, die mit Mr. Thane tanzte; jede Pause aber benutzte, um den Blick nach Roger und Katharine im Saale umherschweifen zu lassen, und immer bemüht war, sich in der Nähe dieses Paares zu postieren, was indessen durch Roger stets sehr geschickt vereitelt wurde. Er hatte für die schöne Wirtin im Vorübertanzen stets einen Blick oder ein Wort, wirbelte seine Tänzerin aber jedesmal nach dem andern Ende des Saales. Endlich ging der Tanz zu Ende und Roger führte Katharine nach dem Wintergarten. Der einsame Mann verließ ebenfalls seinen Platz, aber nicht, um ihnen zu folgen. Er schlenderte durch die Zimmer und kam in die Nähe von Lady Davenport, welche im Kreise mehrerer Damen saß. Eine derselben äußerte eben mit schriller Stimme:

„Ihre Erbin, liebe Lady Davenport, ist ein großer Erfolg, ein sehr großer Erfolg. Sehr hübsch, was kein Mensch erwartet hatte. Sie ist, wie die Herzogin eben sagte, billig für ihr Geld. Gleicht das nicht ganz der Herzogin? Sie ist zu drollig."

„Ist sie das?" entgegnete Lady Davenport kühl. „Ich kenne sie nicht. Ah, Mr. Holroyd, wollen Sie mich in das Theezimmer führen? ... Ich glaube," sagte sie unterwegs zu ihm, „ich bin der Gesellschaft zu lange fern geblieben, denn alles das kommt mir unbeschreiblich langweilig vor. Ich

bin neugierig, wie ich mich als Beschützerin eines jungen Mädchens durch eine Londoner Saison hindurchbringe."

„Vielleicht bleibt Ihnen die Aufgabe erspart."

„Wieso?"

„Miß Johnstone hat so viele Anbeter, vielleicht wählt sie einen davon, und Sie sind aller weiteren Mühe überhoben."

Sie standen, während er das sagte, vor dem Theetische und er reichte ihr eine gefüllte Tasse; aber der Ton seiner Stimme erregte ihre Aufmerksamkeit, und als sie aufblickte, setzte sie der gespannte Ausdruck seines Gesichts in Erstaunen.

„Sie verstehen sich auf Charaktere?" sagte sie, nachdem sie ihren Thee ausgetrunken hatte. „Sagen Sie mir, welchen Eindruck Miß Johnstone bis jetzt auf Sie gemacht hat."

Er fuhr unwillkürlich zusammen und wurde rot.

„Ich — ich habe nur wenig Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten; aber ich glaube, sie hat ein warmes Herz und edle Gesinnungen. Von Natur ist sie offen, furchtlos und großzügig, aber sie ist unter gewöhnlichen Leuten aufgewachsen und das hat ihr geschadet. Ihr Streben geht nur auf den Erfolg in der vornehmen Welt hinaus; sie hat kein Urteil, weiß das Echte nicht vom Falschen zu unterscheiden, und Männer besseren Schlages werden sich der Gefahr nicht aussetzen, für Glücksjäger gehalten zu werden, die auf ihr Vermögen spekulieren, sondern sich fern von ihr halten."

„Jedenfalls werden diejenigen, welche keine Aussicht auf Erfolg haben, wohl daran thun," entgegnete Lady Davenport. „Aber ich habe ausgetrunken, Mr. Holroyd; lassen Sie uns in den Saal zurückkehren."

Der Ball war im besten Gange, und Katharine, die sich ebenso offen des Eindrucks erfreute, den sie machte, wie sie sich der Lust des Tanzes hingab, war während des größten Teils des Abends vollständig glücklich. Jedermann war gütig gegen sie gewesen: die Herzogin hatte sie nach Barrencourt eingeladen, Roger hatte sich mehr ihr gewidmet als Mrs. Courtland und hatte ihr über ihr erstes Auftreten in der Gesellschaft allerlei Schmeichelhaftes gesagt. Noch einmal tauchte — trotz aller weisen Entschlüsse — die Hoffnung in ihr auf, er könne sie um ihrer selbst willen lieben, sie könne vielleicht nach und nach einen Einfluß auf ihn gewinnen und ihn aus gefährlichen Banden befreien. Seine Augen sagten so viel, als er im Tone des Bedauerns flüsterte:

„Ich muß Sie nun verlassen. Für mich ist damit das Vergnügen vorüber ... Ich weiß, Sie sind für alle Tänze versagt, und ich habe nicht das Recht, Sie andern streitig zu machen, die Ihrer vielleicht würdiger sind als ich. Ich will mich beim Kartenspiel zu zerstreuen suchen, denn tanzen werde ich nun nicht mehr."

Er hatte die Wahrheit gesprochen, nur daß er erst noch eine halbe Stunde mit Mrs. Courtland in einem dunkeln Gange saß. Dann wurden die Speisezimmer geöffnet und der Herzog führte Katharine zum Souper. Roger schlenderte nach dem Spielzimmer, das sich am andern Ende der Festgemächer befand.

Zwei Rubbers waren im Gange und einige Männer standen, dem Spiele zuschauend, umher. Roger setzte sich mit einem Bekannten zum Ecarté, und da er als ungewöhnlich feiner Spieler bekannt war, bildete sich bald ein Kreis von Zuschauern um den Tisch.

Anfänglich waren die Karten gegen ihn; er verlor, ohne daß indessen sein Gesicht die geringste Aufregung verraten hätte. Nur ein sehr aufmerksamer Beobachter konnte bemerken, daß er um einen Schatten bleicher war als gewöhnlich. Und solch ein Beobachter war Philipp Holroyd, der kurz, ehe das Glück sich zu Rogers Gunsten wandte, das Zimmer betreten hatte. Zufällig wählte er seinen Platz so, daß er ein wenig hinter den jungen Mann zu stehen kam. Holroyd hatte früher stark gespielt, machte noch dann und wann eine Partie mit Sir Norman oder setzte sich zur Aushilfe an den Whisttisch, und so interessierte er sich für Rogers Spiel, das er wohl eine Stunde lang genau beobachtete. Nach dieser Zeit erhob sich der junge Mann mit einem Gewinn von etwa hundert Pfund, und Holroyd verließ das Zimmer in offenbarer Aufregung und mit zusammengezogenen Brauen.

Er glaubte fast mit Bestimmtheit gesehen zu haben, daß Roger falsch spielte und den König das eine Mal aus dem Aermel brachte. Er bezweifelte nicht, daß das Kunststück mehr als einmal ausgeführt worden war, aber die Geschicklichkeit des falschen Spielers war so groß, daß es dem Beobachter nicht möglich gewesen, sich von der Thatsache fest zu überzeugen. Was konnte er thun? Nichts. Hätte er doch die Richtigkeit seiner Beobachtung nicht einmal beschwören können! In trübe, bittere Gedanken versunken, nahm Holroyd

an einem der Thürpfeiler des Tanzsaales Platz. Es war gegen drei Uhr morgens; der Cotillon, zu dem Mrs. Courtland so große Vorbereitungen getroffen hatte, war in vollem Gange, und wieder folgte sein Auge Katharine, die bald mit dem einen, bald mit dem andern jungen Manne vorüberwirbelte.

Roger Davenport stand nicht weit von ihm. Katharine, deren Auge ihn schon mehr als einmal gesucht hatte, wurde seiner ansichtig und fast gleichzeitig erblickte sie Mr. Holroyds charaktervollen Kopf. Sie hatte ihn den ganzen Abend noch nicht gesehen und war viel zu beschäftigt, viel zu gut unterhalten gewesen, um an den Mann zu denken, der ihr freundliches Entgegenkommen stets so schroff abwies. Jetzt fühlte sie sich von ihrer Gutmütigkeit getrieben, zu zeigen, daß sie ihm um seiner harten Worte willen nicht zürne. Er sollte aus seiner Zurückhaltung herausgezogen werden, sollte mit ihr tanzen, und da gerade eine Tour begann, in welcher die Dame zwei Herren zu wählen hat, denen sie Blumennamen gibt, um dann eine andere Dame die eine der Blumen zu ihrem Partner wählen zu lassen und selbst mit dem übrig gebliebenen Tänzer weiterzuwalzen, so winkte sie Roger. Er folgte ihrer Aufforderung augenblicklich. Dann winkte sie Holroyd herbei. Er schüttelte den Kopf; er ist nicht in der Stimmung, zu tanzen. Aber da sie darauf besteht und sich nicht abweisen lassen will, so tritt er vor und ergreift die Hand, welche sie ihm entgegenstreckt. Sie fragt, welche Blume er sein wolle. „Eine Distel," sagt er mit herbem Lächeln, worauf Roger erklärt, dann könne er nur weißer Klee sein, denn die Rose hätten sie ja zwischen sich. Mrs. Latour, zu welcher Katharine mit ihren beiden Herren geht, wählt den weißen Klee, und Rose und Distel walzen miteinander davon. Wer hätte geglaubt, daß Holroyd so vortrefflich Walzer tanze? Er ist ohne Frage der beste Tänzer im ganzen Saale. Das junge Mädchen fühlt sich unter seiner festen Leitung mit mehr Grazie und Leichtigkeit im Kreise geschwungen als von einem der übrigen Tänzer — Roger nicht ausgenommen —; aber kaum hat sie sich von ihrem Staunen darüber ein wenig erholt, als sie plötzlich ohne jedes Schwanken und Rutschen vor ihrem Stuhle Halt machen. Er schlägt die Ferfen nach österreichischer Manier zusammen, verbeugt sich und zieht sich zurück, ehe sie ihm noch ein Wort zu sagen vermochte.

Aber von diesem Augenblicke an sucht ihn ihr Blick, so

oft sie einen Kavalier zu wählen hat, vergebens. Er hat den Saal verlassen und sie trifft erst wieder mit ihm zusammen, als sie zur Heimfahrt den Omnibus besteigen.

Zwölftes Kapitel.

Wir haben Philipp Holroyd bis jetzt nur nach seinem Aeußeren und so kennen gelernt, wie ihn die meisten Menschen, mit denen er flüchtig zusammentraf, kannten. Um sein Verhalten und die Folgen desselben zu verstehen, wird es notwendig sein, seinem inneren Menschen, von dem nur wenige eine Ahnung haben, etwas näher zu treten. Alle kannten seinen eisernen Willen und Charakter. Weder Sir Normans Anerbieten des doppelten Gehalts, noch Lady Davenports Bitten hatten vor sechs Jahren seinen Entschluß, die Hofmeisterstelle bei dem ältesten Sohne aufzugeben, zu erschüttern vermocht, und als er vor einigen Monaten eingewilligt, Malcolm unter seine Leitung zu nehmen, war es nur unter der Bedingung geschehen, daß man ihm völlig freie Hand ließe. Was aber außer Lady Davenport vielleicht niemand ahnte, war, daß unter seiner kalten Außenseite heftige Leidenschaften schlummerten, die nur durch den festen Willen niedergehalten wurden, und daß er nicht immer gewesen, was er jetzt war, wußten die, welche ihn früher gekannt. Er hatte geliebt, gekämpft und sich, wie man es gewöhnlich nennt, „zu Grunde gerichtet". Aber als er die militärische Laufbahn aufgegeben, hatte er sich geschworen, diesen „alten Menschen" in Zaum und Zügel zu halten, und es war ihm, wenn auch nur mit Aufgebot aller seiner Willenskraft, gelungen.

Katharine Johnstone hatte, noch ehe er sie gesehen, schon durch den Zweck, der sie ins Haus führte, das ungünstigste Vorurteil in ihm erweckt. Das junge Mädchen, welches, in ihrer eigenen Sphäre unzufrieden, mit Hilfe ihres Geldes in höhere Kreise einzudringen suchte, war ihm widerwärtig. Sie mußte notwendig von gemeiner Gesinnung, geldstolz und schlecht erzogen sein, und bei ihrem Erscheinen fand er alle seine Voraussetzungen bestätigt. Sie war alles, was er an Frauen am wenigsten leiden konnte: groß, dunkel und keck,

denn so nannte er ihre Offenheit und ihren Mangel an Zurückhaltung. Wäre sie klein und schüchtern gewesen, er würde ihr wahrscheinlich mit einem halb verächtlichen Achselzucken ihr thörichtes Beginnen verziehen haben und sie hätte seine Gedanken nicht mehr beschäftigt. Wie sie war, interessierte sie ihn trotz aller von ihm zur Schau getragenen Abneigung und Kühle, trotz seines Mißfallens an vielem, was sie sagte und that, doch täglich mehr. War sie gegenwärtig, so entging ihm, wenn er sich auch am andern Ende des Zimmers befand oder in ein Buch noch so tief versunken schien, kein Wort und keine Bewegung des jungen Mädchens. Er fragte sich selbst, wie das zuging, versuchte es, sich diesem Banne zu entziehen; aber hier stand er an der Grenze seiner Willenskraft. Er konnte sich wohl sagen: „Ich will mich fern von ihr halten; sie soll nicht denken, daß ich zu jenen elenden Glücksjägern gehöre, die es auf ihr Vermögen abgesehen haben; sie soll niemals wissen, welche Macht sie über mich hat," und konnte das auch durchführen. Aber er konnte nicht hindern, daß Katharine Johnstone sich mehr und mehr seiner Gedanken bemächtigte und endlich jedes andere Interesse aus seiner Seele verdrängte.

Wie hätte es unter diesen Umständen einem so scharfsichtigen Beobachter wie ihm entgehen können, welchen Zauber Rogers Wesen auf das junge Mädchen auszuüben begann. Aber das Benehmen des jungen Mannes war ihm ein Rätsel. Er hegte die schlechteste Meinung von seinem ehemaligen Zöglinge, der — dessen war er sicher — in dieser Sache jedenfalls ohne das geringste moralische Bedenken handelte. Aber soviel Holroyd sehen konnte, machte Roger keine Anstalten, sich bei der Erbin einzuschmeicheln, sondern trug im Gegenteil sein Verhältnis zu Mrs. Courtland recht geflissentlich zur Schau. Was beabsichtigte er damit? Das Mädchen fühlte sich durch seine männliche Schönheit, sein vornehmes Wesen, seine wohlklingende Stimme, seine vollständige Selbstbeherrschung angezogen und geblendet. Wollte er sie nur sicher machen, indem er ihr so wenig Aufmerksamkeit schenkte? Holroyd hegte nicht den geringsten Zweifel, daß Roger es auf Katharines Geld abgesehen hatte, denn eine ähnliche Gelegenheit bot sich ihm nicht sobald noch einmal — eine englische Erbin zu kapern, dürfte ihm schwer geworden sein — und Holroyd kannte die verhängnisvollen Talente des jungen Mannes. Er wußte, daß das junge Mädchen geschickt um-

stellt war und in größerer Gefahr schwebte als durch einen offenen Sturm.

Der Zorn und die Gereiztheit, die er bis dahin empfunden, war für einige Tage einer edleren Teilnahme gewichen. Er hatte zugegeben, daß er Katharines Wesen falsch beurteilt. Ihrem klaren Verstand und ihrem schnellen Fassungsvermögen standen auf der andern Seite eine vollständige Unkenntnis der Welt und ihre ungewöhnliche Offenheit und Aufrichtigkeit gegenüber. Er hätte nie geglaubt, daß er sich noch einmal für eine Frau so lebhaft interessieren könne, wie er sich für dies junge Mädchen interessierte, aber die Wahl ihres Gatten — das wiederholte er sich immer wieder — ging ihn nichts an. Es konnte und mußte ihm gleichgültig sein, wen sie heiratete — nur eine Ausnahme machte er — nur Roger sollte es nicht sein!

Und daneben beschäftigte ihn am Morgen nach dem Balle noch eine andere Frage. Was sollte er Roger gegenüber thun? Holroyd war der festen Ueberzeugung, daß der junge Mann falsch gespielt hatte; aber vielleicht — einer augenblicklichen Versuchung erliegend — zum erstenmal, und in diesem Falle war es hoffentlich möglich, ihn durch eine Warnung auf dem abschüssigen Pfade aufzuhalten. Aber wie sollte er sie ihm zu Teil werden lassen?

Nach längerem Nachdenken ergriff er eine Feder und schrieb mit festen, klaren Zügen auf ein Blatt Papier:

„Lassen Sie sich warnen. Man beobachtete Sie gestern abend. War es das erste Mal?"

War Roger unschuldig, so konnte er die Anspielung nicht verstehen und kam jedenfalls direkt zu Holroyd, um sich eine Erklärung auszubitten. Beobachtete er dagegen Schweigen, so war dies in den Augen des Schreibers ein Beweis der Schuld; aber der Schrecken, den der junge Mann ohne Zweifel empfinden mußte, brachte ihn vielleicht dazu, von dem betretenen Wege abzustehen.

Mit dem zusammengefalteten Papier in der Hand machte sich Holroyd auf den Weg nach Rogers Zimmer, öffnete die Thür und trat ohne Zögern ein.

Das bleiche, silberne Licht, welches durch die halb zurückgeschlagenen Gardinen in das luxuriös eingerichtete Zimmer drang, fiel auf den mit goldenen Büchsen und Fläschchen ausgestatteten Toilettetisch, auf welchem neben glänzenden Knöpfen Tuchnadeln und Bürsten mit silbernen Griffen, ein Häufchen

Goldstücke und ein Päckchen Banknoten lagen. Ueber dem einen Stuhle hing ein Rauchanzug von Samt, über dem andern ein türkischer Schlafrock. Die verwelkte Blüte einer Gardinia, welche noch immer einen sanften Duft aushauchte, lag auf dem Fußboden neben einem hingeworfenen Handschuh und einem Paar gestickter Morgenschuhe. Der Schreibtisch war mit Rechnungen, Briefen und Wettnotizbüchern bedeckt. Holroyds scharfes Auge überflog alle diese Dinge, und selbst ein französischer Roman in gelbem Umschlage, unter dem ein mit Silber ausgelegtes Taschenpistol halb versteckt lag, entging ihm nicht.

„Wer weiß, welches Ende er noch nimmt?" sagte er zu sich selbst, während er das versiegelte Couvert auf den Toilettetisch so niederlegte, daß Roger es finden mußte, und indem er noch einen Blick auf das schöne Gesicht des in ruhigem Schlafe daliegenden jungen Mannes, einen andern auf das Taschenpistol warf, setzte er mit bitterem Lächeln hinzu: „Wer dir jetzt eine Kugel durch die Schläfe jagte, würde dir viel Sünde und andern viel Elend ersparen."

Aber um der Mutter des jungen Mannes willen, welcher Holroyd die tiefste Verehrung widmete, mußte alles versucht werden, den verlorenen Sohn zu retten! Viel zu thun war er freilich nicht imstande; auch kannte er die Menschen zu gut, um auf eine Umkehr durch plötzlichen Schrecken zu hoffen, und wenn er auch den Sünder abhielt, dasselbe Verbrechen zum zweitenmal zu begehen — vor andern verbrecherischen Handlungen vermochte er ihn schwerlich zu bewahren. Seufzend verließ Holroyd das Zimmer.

* * *

Die Gesellschaft versammelte sich an diesem Morgen ziemlich spät um den Frühstückstisch; aber außer den Söhnen des Hauses hatten sich alle nach und nach eingefunden, und das Gespräch über den gestrigen Tag war bereits im lebhaftesten Gange, als Malcolm eintrat und direkt auf seine Mutter zuging. Er küßte sie und flüsterte ihr dabei etwas zu, was sie offenbar in Bestürzung versetzte. Ihre Lippen zogen sich zusammen wie gewöhnlich, wenn sie Ursache zu Angst und Sorge hatte; dann that sie noch einige Fragen an den Sohn, erhielt aber, allem Anschein nach, keine befriedigenden Antworten, und winkte nach kurzem Zögern Holroyd zu sich.

„Ich höre, daß soeben zwei Männer angekommen sind, die nach Roger fragen. Wollen Sie so gut sein, nachzusehen, was sie wollen, und es mich dann wissen lassen? Sir Norman sagen Sie nichts."

Dreizehntes Kapitel.

Holroyd verließ das Zimmer.

Katharine hatte die Gewohnheit, sich jeden Morgen nach dem Frühstück in den Stall zu begeben, um nach ihren Pferden zu sehen, und auch heute, als die Gesellschaft eine Viertelstunde später vom Theetische aufstand, setzte sie in der Halle ihren Hut auf, um sich nach dem Stallhofe zu begeben. Als sie die Thür desselben öffnete, erblickte sie dort Mr. Holroyd im Gespräch mit zwei Männern; der eine war unverkennbar ein Jude, der andere ein Gerichtsdiener.

Da sie nahe an der Gruppe vorüber mußte, hörte sie, wie der Jude sagte:

„Das kann alles nichts helfen. Ich weiß, daß er hier im Hause ist, und wenn er mich nicht auf Heller und Pfennig bezahlt, so lasse ich ihm nehmen, was er hat."

Was sollte das heißen? Wem galt diese Drohung, Sir Norman oder seinem Sohn? Ihre Neugier war erregt, aber sie konnte nicht stehen bleiben, sondern ging weiter.

Das eine der Pferde war nicht ganz wohl, Katharine verweilte einige Zeit im Stalle, und als sie wieder heraustrat, gingen die beiden Fremden im Hofe hin und her. Holroyd hatte sich entfernt. Der Jude sah sie an und fragte dann, wie es schien, einen Stallknecht, welcher über den Hof kam, nach ihr.

„Warten Sie auf jemand?" fragte das junge Mädchen die Männer im Vorübergehen.

„Ja, Miß, und wir werden nicht eher gehen, bis wir ihn gesprochen haben."

„Ist's Sir Norman Davenport, den Sie zu sprechen wünschen?"

„Nein, seinen ältesten Sohn, Mr. Davenport, und wie ich höre, sind Sie die junge Dame, die er heiraten ..."

„Da hat man Sie falsch berichtet," unterbrach ihn Katharine mit flammenden Wangen.

„Na, wenn das falsch ist, so hat die Sache überhaupt ein Ende und wir lassen ihn auspfänden," sagte der Mann mit unverschämter Vertraulichkeit.

„Wie meinen Sie das?"

„Er soll uns nicht durchgehen! Wir wollen uns wenigstens zu einem Teil der dreizehnhundert Pfund verhelfen, die er uns schuldig ist."

„Durchgehen! Mr. Davenport ist ein Mann von Ehre und ..."

„Ehre? Na, wahrhaftig! Als ob es die jungen Herren für unehrenhaft hielten, einen Mann, der berechtigte Forderungen an sie hat, um das Seinige zu bringen! Jedenfalls habe ich mir das Recht verschafft, ihn auszupfänden, und das werde ich thun, wenn seine Habseligkeiten auch nicht die Hälfte der Schuld decken."

„Wie hoch beläuft sich Ihre Forderung?"

„So um dreizehnhundert Pfund herum."

„Und wer sind Sie?"

„Ein Geldverleiher, Ihnen zu dienen."

„Seit wann ist Ihnen Mr. Davenport das Geld schuldig?"

„Der Wechsel lautete auf sechs Monate und diese Frist ist seit drei Wochen abgelaufen. Der junge Herr, welcher das Papier mit unterschrieben hat, ist auf und davon, nach Amerika. Mr. Davenport soll mir aber nicht entkommen, ohne mich wenigstens einigermaßen zu entschädigen."

„Aber Sie werden ihm doch seine Sachen nicht nehmen — hier im Hause seines Vaters? Das ist unmöglich."

„Ob das unmöglich ist, werden Sie gleich sehen, Miß. Wenn ich nicht eine Anweisung auf seinen Banquier erhalte und außerdem für mich und den Beamten hier die Reisekosten vergütet bekomme, so halte ich mich an seine Juwelen und Schmucksachen und nehme ihm den Toilettekasten weg, welchen er vor achtzehn Monaten von meinem Partner, Mr. Israel, für zweihundert Pfund gekauft hat."

Katharine drehte sich auf dem Absatze um, verließ den Hof und begab sich nach ihrem Zimmer, wo sie sich niedersetzte. Konnte sie hier eingreifen, und wenn sie es konnte, wie hatte sie es anzufangen? Sie hatte große Summen bei ihrem Banquier stehen und insofern schien der Wunsch, der Familie, welcher sie sich angeschlossen, eine Unannehmlichkeit

zu ersparen, nicht unausführbar. Daß es hauptsächlich ihr Interesse für den jungen Mann selbst war, welches ihr das Verlangen einflößte, ihm zu helfen, wollte sie sich nicht eingestehen. Im Gegenteil schien es ihr leichter, einzuschreiten, wenn kein persönliches Gefühl dabei ins Spiel kam; aber wie konnte es geschehen, ohne ihn zu verletzen und sich selbst der Mißdeutung preiszugeben?

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie zog die Klingel und befahl dem eintretenden Diener, Mr. Holroyd aufzusuchen und ihm zu sagen, daß sie um eine kurze Unterredung bitten lasse. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und füllte eine Anweisung auf dreizehnhundert Pfund aus.

„Bitte, kommen Sie näher!" rief sie dem nach einer Viertelstunde eintretenden Holroyd entgegen. „Ich habe notwendig mit Ihnen zu sprechen über den schrecklichen Juden, der unten wartet. Ich weiß, was er will, und möchte Lady Davenport wie den übrigen den Schimpf ersparen. Nur kann ich selbst hier nicht handelnd auftreten — Sie begreifen ..."

Mr. Holroyd sah sie mit halb strengem, halb bewunderndem Blicke an.

„Ich will das Geld bezahlen," fuhr sie fort. „Aber niemand, Mr. Davenport am wenigsten, darf wissen, daß ich die Hand im Spiele habe. Nun sollen Sie mir raten, wie das zu machen ist. Sie sind der einzige Mensch, Mr. Holroyd, der mir dabei helfen kann."

„Wissen Sie denn, wie hoch sich die Forderung beläuft?"

Statt aller Antwort nahm sie die Anweisung vom Tische und legte sie in seine Hand. Er prüfte dieselbe mit zusammengezogenen Brauen.

„Die Hilfe würde nur eine vorübergehende sein, und in Rogers eigenem Interesse ist es besser, wenn er die Folgen seiner Handlungen trägt," sagte er endlich. „Es ist die einzige Möglichkeit, ihn zu bessern!"

„Sie beurteilen ihn sehr hart ... Haben Sie, als Sie in seinem Alter waren, nie eine Thorheit begangen?"

Sie bereute die Worte, sobald sie aus ihrem Munde waren.

„Ich habe allerlei Thorheiten in meinem Leben begangen, Miß Johnstone," entgegnete er hastig, „aber ich habe nie — doch lassen wir das. Sie ließen mich jedenfalls nicht rufen, um mit mir über Mr. Davenports Charakter zu disputieren; meine Ansicht würde auch ohne Wert für Sie sein. Sie

haben also beschlossen, ihm in dieser Angelegenheit zu Hilfe zu kommen."

„Ja, und ich bin überzeugt, Sie werden mir Ihren Beistand leihen, damit ich nicht in eine falsche Stellung gerate. Sie können es so leicht. Gehen Sie hinunter zu dem Juden und sagen Sie, daß er, wenn er mit dem nächsten Zuge mit Ihnen nach London fährt, die ganze Summe erhalten soll, statt der paar hundert Pfund, welche bei der Auspfändung Mr. Davenports herauskommen würden. Ich bin überzeugt, er traut Ihnen, ja ich glaube fast, daß er auf einen solchen Verlauf der Angelegenheit rechnet."

Holroyd antwortete nicht gleich, sondern trat nachdenklich ans Fenster.

„Lassen Sie mich ganz offen sprechen," sagte er nach einer Weile. „Sie wollen sich nicht, wie Sie es nennen, in eine falsche Stellung bringen, aber wie sollte zu vermeiden sein, daß man die Wahrheit dennoch ahnt? Und man dürfte es allerdings als etwas Unerhörtes betrachten, daß ein junges Mädchen dreizehnhundert Pfund für einen jungen Mann bezahlt, der ihr nicht näher steht. Aber wenn Sie dabei bleiben und die Gefahr auf sich nehmen wollen, so werde ich mich nicht weigern, Ihnen zu dienen, obgleich mir die Sache aus mehr als einem Grunde widersteht. Wie soll man Roger selbst die Befriedigung Bartons erklären?"

„Lassen Sie sich von Mr. Davenport einen Schuldschein geben — der freilich nicht das Papier wert sein wird, auf das er geschrieben ist, und den Sie ohne weiteres zerreißen können — und sagen Sie ihm, einer Ihrer Freunde würde die Summe darauf vorschießen. Ich glaube, Mr. Davenport versteht so wenig von Geschäften, daß er imstande ist, etwas so Unwahrscheinliches für wahr zu halten."

„Ganz so unerfahren ist er, wie ich fürchte, nicht. Was mir aber besonders widersteht, ist, daß ich die Rolle des Wohlthäters spiele, und ihm, oder was noch schlimmer ist, seiner Mutter, Dankespflichten auferlege. Sie verlangen etwas von mir, Miß Johnstone, was gegen meine Natur ist."

„Es kommt doch bei allen Dingen auf die Motive an," entgegnete das junge Mädchen. „Wenn man Ihnen von allen Seiten herzlich dankt, so haben Sie darauf die gerechtesten Ansprüche, denn Sie thun etwas, was Ihnen schwer wird, während ich nur vollbringe, was mir Freude bereitet. Ich habe das Geld liegen und es macht mir mehr

Vergnügen, es auf diese Weise zu verwenden als auf eine andere."

„Es wäre besser, Sie würfen es ins Wasser," murmelte er.

Sie nahm die Feder und setzte, ohne etwas zu erwidern, den Namen Philipp Holroyd als den des Empfängers auf die Anweisung.

Er sah nach der Uhr.

„Wenn es nun einmal sein muß, so ist keine Zeit mehr zu verlieren."

Sie reichte ihm die Anweisung und zum erstenmal im Leben begegneten sich ihre Hände.

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben?" fragte sie lächelnd. Er hatte seine Hand bereits zurückgezogen; aber im nächsten Augenblicke fühlte sie den stählernen Druck seiner Finger.

„Lassen Sie uns fortan Freunde sein, Mr. Holroyd!"

Er sah sie mit einem seltsamen Blicke an, dann verließ er ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

„Ein sonderbarer Mensch," sagte Katharine zu sich selbst. „Er reizt mich, und doch, wenn ich mich nicht mit der ganzen Kraft meines Willens dagegen wehrte, würde er einen bestimmenden Einfluß auf mich gewinnen."

Vierzehntes Kapitel.

Roger saß halb angekleidet mit einem Papier in der Hand vor seinem Toilettetisch. Seine Brauen waren zusammengezogen — aber es würde schwer gewesen sein, in seinem Gesicht zu lesen, was er dachte. Zehn Minuten mochte er bereits so gesessen haben, als an die Thür geklopft wurde. Er drückte das Papier in der Hand zusammen und rief: „Herein!"

Lady Davenport trat ein. Sie sah sehr ernst aus und küßte ihn auf die Stirn.

„Weißt du, was geschehen ist, während du noch schliefest?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Jener Mann, Barton, war hier. Weißt du, daß er das Recht hat, dir deine Sachen abpfänden zu lassen?"

„Ja; aber ich glaube, der Kerl wird sich beruhigen, wenn man den Wechsel erneuert."

„Das will er eben nicht. Er verlangt den ganzen Betrag seiner Forderung binnen vierundzwanzig Stunden — aber . . ."

„Der Halunke! Er hat fünfzig Prozent genommen. Wenn ich ihn noch hier finde, werde ich ihn mit Fußtritten aus der Thür spedieren. Hast du ihn gesprochen?"

„Nein. Mr. Holroyd hat ihn gesprochen. Was sie miteinander abgemacht haben, weiß ich nicht — aber sie sind zusammen nach London gefahren. Mr. Holroyd hofft, das Geld von einem Freunde zu bekommen."

„Mr. Holroyd sollte nach London gegangen sein, um Geld für mich aufzunehmen? Unmöglich!" entgegnete Roger, indem er das Papier in seiner Hand noch fester zusammendrückte.

„Holroyd ist ein strenger Mann, aber ein treuer Freund."

„Er könnte es höchstens thun, um mich in seine Gewalt zu bekommen, denn er haßt mich!" rief der junge Mann erregt. „Außerdem," fuhr er dann, in seinen gewöhnlichen gleichgültigen Ton zurückfallend, fort, „außerdem wäre es nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Meine Ehrenschulden betragen dreimal so viel wie die Forderung dieses schmutzigen Juden."

„O Roger, Roger, und du thust nichts, um dich aus dieser schmählichen Lage zu befreien!"

Der junge Mann stand von seinem Stuhle auf und seufzte, ehe er mit leiser Stimme, seine schönen blauen Augen auf die Mutter heftend, antwortete:

„Ich habe wohl etwas zu thun versucht, aber du warst gegen mich. Ich glaube, ich könnte noch einmal ins rechte Geleise kommen, wenn ich ein hübsches Mädchen heiratete — die auch Geld hätte."

„Und du besitzest so wenig Stolz, um von diesem Mädchen die Bezahlung deiner Schulden zu verlangen?"

„Ich würde keine betrügen, sondern würde ihr sagen, wie die Sachen stehen, und wenn sie mich lieb genug hätte, um vor der Hochzeit vier- oder fünftausend Pfund für mich zu bezahlen, was wäre dabei? Kann ich keine solche Partie machen, so bleibt mir nichts übrig, als ins Ausland zu gehen

und entweder Billardmarqueur zu werden oder Croupier in einer Spielhölle."

Er beabsichtigte ihr Gefühl so tief wie möglich zu verletzen, obgleich er für seine Mutter eine so warme Empfindung hegte, als überhaupt in seiner Natur lag; denn wenn er sie dahin bringen wollte, seinen Plänen in der einen oder andern Weise Vorschub zu leisten, konnte es nur so geschehen. Dennoch erfüllte ihn die Aschenfarbe ihres Gesichts und der Schmerzenszug, der es entstellte, mit einer Art Bedauern. Er hielt inne und küßte sie auf die Stirn.

„Grämе dich nicht, Mutter. Du hast einen Mustersohn in Malcolm. Er wird Lady Retfords Geld erben und den alten Glanz der Familie wiederherstellen," sagte er.

„Was ist mir alles das im Vergleich zu deinem guten Namen. O, mein lieber Roger, ich würde gewiß kein Opfer scheuen, um dich auf einen andern Weg zu bringen, denn niemand weiß, was ich leide, wenn ich dich so dem Abgrunde zueilen sehe, aber dies Projekt kann und darf ich nicht unterstützen. Es wäre ein Verbrechen von meiner Seite, denn wie du nun einmal bist, würdest du Miß Johnstone unglücklich machen, sie vernachlässigen, ihr Vermögen verschleudern, und eine Trennung würde die Folge sein. Wieviel besser wäre es, wenn du die Stelle annähmest, die man dir in Indien bietet, und alljährlich einen Teil deines Einkommens sparteſt, um nach und nach deine Schulden abzuzahlen!"

Roger lächelte spöttisch.

„Du sprichst wie ein Buch, liebe Mutter; aber ich kenne mich selbst zu gut. Ich kann nicht arbeiten und könnte nichts zurücklegen, selbst wenn mein Leben davon abhinge. Außerdem müssen Ehrenschulden gleich bezahlt werden, wenn es nicht, was du am meisten fürchtest, um die Ehre geschehen sein soll. — Aber," fragte er nach kurzem Zögern, „könntest du sonst nichts thun, um mir zu Hilfe zu kommen?"

„Alles, was ich selbst besaß, habe ich im vorigen Jahre verkauft, um deine Schulden zu tilgen," entgegnete sie, den Kopf schüttelnd.

Er schwieg einen Moment, dann fuhr er, den Blick zur Seite wendend, hastig fort:

„Wozu brauchen wir die Familiendiamanten?"

„Wären sie nicht testamentarisch sichergestellt, so würden sie längst verkauft sein. Aber sie können, wie du weißt, nur in den Besitz deines Sohnes übergehen und von ihm ver-

äußert werden. Stirbst du ohne Leibeserben, so fallen sie unsern Vettern zu, und selbstverständlich können wir nicht verkaufen, was möglicherweise nicht unser Eigentum ist," entgegnete Lady Davenport mit kalter Strenge.

„Du kannst mir demnach nicht helfen, und so werde ich mich wohl davon machen müssen, wenn mir nicht in den nächsten Wochen noch ein anderer Schlag gelingt. Wann findet der Grafschaftsball statt?"

„Nächsten Dienstag. Wirst du dazu noch hier sein?"

„Ja; aber ich gehe vorher vielleicht noch auf einen oder zwei Tage nach London."

Roger blieb in seinem Zimmer bis zum zweiten Frühstück. Er benutzte die Zeit, nachdem ihn seine Mutter verlassen, um über seine Lage nachzudenken und Pläne zu machen, über die wir, wenn die Zeit gekommen ist, Näheres hören werden.

Philipp Holroyd kehrte spät zurück und erschien nicht im Salon. Man hatte ihm sein Diner in der Bibliothek serviert und hier suchte ihn Roger eine halbe Stunde später auf. Er wußte, die Unterredung ließ sich nicht vermeiden, und so führte er sie selbst mit dem Mute herbei, an dem es ihm — um gerecht zu sein — nie gebrach. Leute wie Holroyd nannten diese Eigenschaft wohl „Keckheit" oder bezeichneten sie mit einem noch härteren Namen als „kaltblütige Unverschämtheit", denn es geht mit manchen Tugenden wie mit manchen Farben, welche durch die Zusammenstellung mit andern verlieren oder gewinnen. Auch diese eine Tugend Rogers wurde durch seine übrigen Eigenschaften beeinträchtigt. Die Aussicht auf die Unterredung mit einem Manne, den er haßte und der ihn — wie er Ursache hatte zu glauben — in den Händen hielt, war keineswegs eine angenehme; aber er betrat das Zimmer festen Schrittes und begegnete Holroyds Auge und seinem kurzen ernsten Kopfnicken mit festem Blicke. Dann blieb er, mit dem Rücken dem Feuer zugekehrt, auf dem Kamin-teppich stehen, während Holroyd ruhig fortfuhr seine Birne zu schälen.

„Ich höre, Sie sind in meinen Angelegenheiten in London gewesen ... Das ist sehr gütig von Ihnen ... Natürlich haben Sie nichts ausgerichtet?"

„Doch," entgegnete Holroyd, indem er Bartons Quittung aus der Brusttasche zog und sie ihm über den Tisch zureichte. „Aber Sie haben mir nicht zu danken. Das Geld ist nicht

von mir, und das, was ich gethan, ist nur um Ihrer Mutter willen geschehen."

„Ich weiß, daß Sie es nicht um meinetwillen thaten," gab Roger im sanftesten Tone zur Antwort.

„Nein," fuhr der andere finster fort. „Ich hätte Ihnen, wenn es auf mich angekommen wäre, das Geld nicht gegeben, denn ich glaube, es würde besser sein, Sie die Folgen Ihrer Handlungen empfinden zu lassen und Sie dadurch zur Annahme einer Stellung in den Kolonieen zu zwingen. Vielleicht hätten Sie dort ein neues Leben begonnen. Der Weg, auf dem Sie jetzt gehen, kann nur von der Thorheit zum Verbrechen führen" — hier blickte er auf und die Augen der beiden begegneten sich einen Moment — „und die grauen Haare Ihrer Mutter werden dereinst mit Kummer in die Grube fahren."

Holroyd bemerkte, daß eine jähe Röte in dem Gesicht des jungen Mannes emporstieg, aber die Stimme desselben war fest, als er antwortete:

„Sie denken immer das Schlechteste von mir, Mr. Holroyd, und sind mir stets so abgeneigt gewesen, daß ich nicht begreife, wie Sie dazu kommen, sich in meinen Angelegenheiten zu bemühen. Sie sagen, daß das Geld nicht von Ihnen kommt — von wem und auf welche Sicherheit hin haben Sie es erhalten?"

„Von einem Freunde und auf keine andere Sicherheit, als daß Sie versprechen, die Summe an mich zurückzuzahlen, sobald Sie können. Lesen Sie dies Papier und unterschreiben Sie es."

Roger ließ die Augen über den ihm zugeschobenen Schuldschein fliegen. Dann schoß ein seltsames Lächeln über sein Gesicht.

„Ihr Freund ist sicherlich kein Geschäftsmann," sagte er. „Natürlich werde ich unterschreiben; aber es wäre mir lieb, vorher zu wissen, wer so großmütig ist, mir dies Darlehen zu machen."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie in Bezug auf die Quellen, aus denen Ihnen Geld zufließt, so eigen wären," entgegnete Holroyd sarkastisch. „In diesem Falle müssen Sie sich aber schon damit zufrieden geben, daß Barton bezahlt ist und daß mir die Schuldverschreibung, die Sie unterzeichnen sollen, keinerlei Recht gibt, Sie je durch gesetzliche Mittel zur Rückzahlung der Summe zu zwingen."

Roger nahm eine Feder und unterschrieb seinen Namen. Der Gedanke, welcher ihm vor wenigen Augenblicken durch den Kopf geschossen war, bestätigte sich. Aber wie kam sie, die anscheinend kaum mit dem Hofmeister seines Bruders verkehrte, dazu, denselben mit einer so zarten Angelegenheit zu beauftragen? Die Frage verwirrte den jungen Mann. Nur daß das Geld von Katharine kam, bezweifelte er keinen Augenblick, und die Ueberzeugung beschwingte seine Hoffnungen.

„Vielleicht bin ich bald in der Lage, das Darlehen Ihres großmütigen Freundes zurückzuerstatten," sagte er. „Kann ich es nicht, so verspreche ich Ihnen, England von meiner Gegenwart zu befreien."

Der andere blickte rasch auf. „Was haben Sie vor?" fragte er hastig.

Roger zog die Augenbrauen in die Höhe und drehte sein Gesicht dem Feuer zu, während er antwortete:

„Irgendwo hinzugehen und irgendwo zu leben, wo mich niemand kennt. Ich habe meine Mutter bereits darauf vorbereitet, daß mir nichts übrig bleiben wird, als Billardmarqueur oder Croupier zu werden."

„Da haben Sie etwas sehr Feiges und Abscheuliches gethan!" rief Philipp Holroyd aufstehend. „Sie haben noch einen weiteren Tropfen Bitterkeit in den ohnehin bitteren Kelch Ihrer Mutter geträufelt. Daß Sie ein Mensch ohne Grundsätze sind, weiß ich längst, auch habe ich in der letzten Zeit angefangen zu fürchten, daß Ihnen das Gefühl für Ehre abhanden gekommen ist; aber ich habe noch immer geglaubt, daß Sie ein Gefühl für Ihre Mutter hätten. Jetzt sehe ich, daß Sie völlig herzlos sind. Gott bewahre die Frau, die in Ihre Hände fällt. Ich würde jede, die Sie liebte, selbst wenn sie sonst nicht viel wert wäre, herzlich beklagen."

Roger hatte, solange er Holroyd kannte, diesen Mann von Eisen noch nie leidenschaftlich erregt gesehen. Jetzt bebte seine Stimme und sein Gesicht war tödlich blaß; die lange niedergehaltene Empörung kam zum Ausbruch. Er vermochte sich nicht mehr zu halten und verließ das Zimmer, ehe Roger eine Antwort gefunden.

Der junge Mann blieb erstaunt vor dem Feuer stehen. Sein ehemaliger Hofmeister hatte selten, ja fast nie das kleinste Interesse an dem gezeigt, was ihn betraf, hatte sich über sein Thun und Treiben niemals weder besorgt, noch mißbilligend ausgesprochen, und jetzt hatte Roger binnen vierundzwanzig

Stunden gleich zwei Beweise einer Wachsamkeit und Erbitterung bekommen, deren Ursache er sich nicht zu erklären vermochte. Holroyds letzte Worte im Zusammenhange mit der Thatsache, daß ihn Katharine mit einem geheimen Auftrage betraut, gaben Roger die erste Ahnung von dem großen persönlichen Interesse, das jener an Katharine nahm, die der junge Mann bereits mit ziemlicher Sicherheit als sein eigen betrachtete. Wenn sie ihn nicht heiraten wollte, was veranlaßte sie dazu, ihm dreizehnhundert Pfund zu schenken? Denn daß das Geld von ihr kam, unterlag keinem Zweifel. Seine Mutter konnte es nicht geben, und Lady Retford, das wußte er aus Erfahrung, würde es ihm nicht vorgeschossen haben. Es war ganz im Charakter des Mädchens, dies heimlich zu thun, aber doch nur dann, wenn sie ihn liebte. Holroyd hatte das ebenfalls bemerken müssen, und die Entdeckung hatte seine Feindseligkeit gegen Roger gesteigert. Was jenen anzog, war aber nicht das Geld — in dieser Beziehung ließ Roger seinem ehemaligen Lehrer seltsamerweise Gerechtigkeit widerfahren —, nein, er hatte sich in Katharine verliebt; das war die einzige Erklärung! Aber nun, was durfte er von Holroyd erwarten? Als sich Roger diese Frage stellte, vermochte er sich nicht abzuleugnen, daß der Mann, den die Eifersucht gegen ihn aufstachelte, eine gewisse Macht besaß. Allerdings war er nach London gegangen, um ihn in Katharines Auftrage von seinen Drängern zu befreien — würde er aber, wenn nicht schnell eine Krisis eintrat, wenn sich Roger nicht schnell mit Katharine verlobte, auf die Länge reinen Mund halten? Roger glaubte zwar nicht, daß Holroyd wagen würde, von seinem Verdacht zu sprechen — gab es aber nicht ohnedies eine Menge von Thatsachen, welche sich gegen ihn brauchen ließen und ihm gerade im gegenwärtigen Momente ernstlich zum Schaden gereichen konnten?

Roger kam zu dem Schlusse, daß er keine Zeit verlieren dürfe und daß die Sache, wenn sie gethan werden solle, bald gethan werden müsse.

Fünfzehntes Kapitel.

Es hatte die ganze Nacht geschneit und gegen Morgen war harter Frost eingetreten. Die Sonne schien hell und glänzend auf den gefrorenen Schnee und auf die Scharlachwestchen der Rotkehlchen, welche, auf einige Krumen wartend, vor Katharines Fenster saßen.

Das junge Mädchen, gewöhnt, früh aufzustehen, kleidete sich diesen Morgen mit besonderer Munterkeit und Schnelligkeit an, lief die Treppe hinab und trat in den Garten. Als sie an dem Fenster des Studierzimmers vorüberkam, sah sie dort Mr. Holroyd stehen, und, wie immer dem ersten Impulse folgend, winkte sie ihm, herauszukommen.

Das setzte ihn weder in Erstaunen, noch erfüllte es ihn mit eitler Einbildung, denn er begriff, daß sie wünschen müsse, ihn zu sprechen, und eine Minute später hatte er sie auf einem schmalen Pfade, den man durch den Schnee geschaufelt, bereits eingeholt. Sie hielt ihm die Hand entgegen.

„Sagen Sie mir, was Sie gestern ausgerichtet haben. Ist alles in Ordnung?"

„Ich habe Barton bezahlt und von Roger einen Schuldschein bekommen . . . so weit ist alles in Ordnung. Aber er vermutet, wie ich gleich dachte, daß Sie die Geberin sind."

Katharine wurde rot.

„Weigerte er sich, das — das Darlehen anzunehmen?"

„O nein; er ist nicht der Mann, von dem man sich dergleichen versehen könnte," gab Holroyd mit bitterem Lächeln zur Antwort.

„Wollen Sie damit sagen, daß er keinen Stolz besitzt? Sie werden doch nicht bestreiten, daß er trotz aller seiner Fehler und Thorheiten ein Gentleman ist?"

Holroyd gab keine Antwort. Seine Brauen waren zusammengezogen. Er sah sie seitwärts an, während sie sprach, dann wendete er die Augen wieder dem Boden zu. Selbst Katharine mußte bemerken, daß sein Schweigen durch einen inneren Kampf veranlaßt war; aber mit der ganzen Hartnäckigkeit des weiblichen Geschlechts bestand sie darauf, ihn zum Sprechen zu bringen.

„Sie äußerten gestern, daß Ihre Meinung über Roger Davenport ohne Wert für mich sein würde; aber nehmen

Sie einmal an, daß dies ein Irrtum wäre. Nehmen Sie an, daß ich Sie bäte, mir als Freund offen und aufrichtig zu sagen, warum Sie, sein Lehrer, der ihn doch kennen muß, so gegen ihn eingenommen sind?"

„Da ich noch seines Bruders Hofmeister bin und Sir Normans Brot esse, ist es mir nicht möglich, so ‚offen und aufrichtig' zu sprechen, wie Sie verlangen, Miß Johnstone. Nur, wenn Sie mir sagten, daß Ihr ganzes zukünftiges Wohl oder Wehe davon abhinge, würde ich diese Zurückhaltung aufgeben müssen. Ich würde dann zunächst meine Stellung hier im Hause verlassen und Ihnen sagen, was ich von Roger Davenport halte."

„Das würde ich Ihnen gewiß nicht gestatten!" rief Katharine lebhaft. „Außerdem — obgleich mir Mr. Davenport, wie ich nicht leugnen will, gefällt — kenne ich ihn doch erst seit so kurzer Zeit, daß die Annahme, ich empfände mehr für ihn als — als Teilnahme und Wohlwollen, lächerlich wäre. Ich würde ihm aber gern Freundin sein, und deshalb möchte ich das Urteil eines Mannes über ihn hören, dem ich vertraue und der ihn seit lange kennt."

„Aber was wissen Sie von mir, wie komme ich zu Ihrem Vertrauen?" fragte Holroyd mit einem schnellen Seitenblicke.

„Das verstehe ich eigentlich selbst nicht so recht," entgegnete sie mit einem Versuch, zu lachen. „Jedenfalls haben Sie mich nicht dazu ermutigt."

„Nein, ich bin Ihnen ausgewichen, würde auch dieses Gespräch gern vermieden haben; doch die Verhältnisse haben es uns aufgezwungen. Fragen Sie mich nun aber nicht weiter. Ich kann Ihnen, solange ich hier im Hause bin, nicht antworten. Nur eines lassen Sie sich sagen, und das würde ich in Gegenwart seiner Mutter wiederholen: thun Sie für Roger, was Sie wollen, geben Sie ihm alles, was Sie besitzen; aber heiraten Sie ihn nicht."

„Bis jetzt hat er das auch noch gar nicht verlangt. Und ihm alles geben, was ich besitze? ... Wer sollte mich wohl heiraten, wenn ich ein armes Mädchen wäre? Sie wissen, daß mein Geld das Anziehendste an mir ist — nicht nur in Roger Davenports Augen. Glauben Sie, daß es davon eine einzige Ausnahme gäbe?"

„Ja, ich glaube, daß es Ausnahmen gibt; aber die werden Sie nie kennen lernen. Wenn ein solcher Mann Sie liebte — vielleicht gegen seinen Willen —, so würde er sich jedenfalls

zurückziehen, um nicht in die Klasse der Glücksjäger geworfen zu werden, die nach Ihrem Gelde streben. — Aber," fuhr er, plötzlich den Ton ändernd, fort, „das ist eine Abschweifung. Es kommt ganz auf Sie an, ob Sie Roger noch weitere Beweise Ihres Wohlwollens geben wollen oder nicht. Wird er von Ihnen nicht weiter ermutigt, so muß er demnächst ins Ausland flüchten."

„Auch jetzt noch," fragte sie zögernd, „jetzt, nachdem — nachdem seine Schulden bezahlt sind?"

„Das waren nur die Schulden, um derentwillen er gerichtlich verfolgt werden konnte. Er hat Ehrenschulden, welche ihn, wenn sie nicht beglichen werden, aus der Gesellschaft ausschließen."

„Dann beruht also seine einzige Hoffnung darauf, eine reiche Frau zu bekommen ... Nun, wenn ich sicher wäre, ihn auf andere Wege zu bringen, würde ich mein Geld für diesen Zweck ebensogut angewendet finden wie für einen andern."

„Der Täuschung geben Sie sich nicht hin," entgegnete Holroyd mit zornigem Erröten. „Sie sind zu klug, um zu glauben, daß Sie einen Mann, der um des Geldes willen heiraten muß — übrigens sagten Sie das, nicht ich —, ändern könnten, indem Sie seine Spielschulden bezahlen. Außerdem haben Sie ein Paar gute Augen und ich kann Ihnen nur raten, diese zu brauchen und sich zu fragen, ob es nicht etwas Besseres auf der Welt gibt, wofür Sie Ihr Vermögen opfern können, als Roger Davenport."

Katharine schwieg. Die Kraft und Strenge des Mannes machten Eindruck auf sie — keinen angenehmen vielleicht, aber einen tiefen Eindruck.

* * *

Dem starken Schneefall folgte ein schöner, sonniger Tag. Alle waren draußen. Die einen liefen Schlittschuh auf dem gefrorenen Teiche, die andern sahen vom Ufer aus zu. Katharine saß in einem Schlitten, den sie eben von London bekommen hatte, und neben ihr Mrs. Hare. Beide waren in dicke Pelze gehüllt; Katharine sah hinter ihrem braunen, mit Schellen behangenen Pony ganz besonders vorteilhaft aus, und die sichere Leitung des feurigen Tieres, das durch die ungewohnte Temperatur und das Schellengeläute noch aufgeregter war, erfüllte die Männer mit Bewunderung.

Roger, der bis jetzt mit einer Leichtigkeit und Grazie der Bewegung, die nicht alle guten Schlittschuhläufer besitzen, über das Eis geflogen war, näherte sich dem Schlitten, dessen Besitzerin ihn, wie er wohl wußte, nicht aus den Augen gelassen hatte.

„Wollen Sie nicht auch Ihre Schlittschuhe anlegen und sich einmal versuchen?“ fragte er.

„Ich kann nicht schlittschuhlaufen oder verstehe es doch nur sehr schlecht.“

„So lassen Sie mich Ihnen Unterricht geben. Stellen Sie sich unter meinen Schutz, Sie sollen nicht fallen.“

„Lassen Sie sich nicht verführen!“ rief Mrs. Hare. „Mr. Davenport ist ein vollständiger Mephisto; er will Sie, wenn nicht in die Hölle, so doch aufs Eis locken.“

Aber in diesem Augenblicke trat einer der übrigen jungen Herren von der andern Seite zu Mrs. Hare und redete sie an. Sie wendete den Kopf, um zu antworten, und Roger flüsterte Katharine zu:

„Ich reise morgen oder Montag nach London.“

„Warum wollen Sie fort?“

„Ich muß meine Vorbereitungen treffen, um ins Ausland zu gehen.“

„Ins Ausland?“

„Ja; kommen Sie mit mir aufs Eis, da werde ich Ihnen alles sagen.“

„Ich kann Mrs. Hare nicht allein im Schlitten lassen.“

„Ihr Reitknecht ist hier. Er kann sie nach Hause bringen oder sie mag aussteigen und gehen.“

Er wußte, daß Katharine nachgeben würde, und sie that es. Aber wenn er ihre Schwäche auch fühlte, von ihrer Stärke hatte er keinen Begriff. Sie war in seinen Augen eine gescheite kleine Person, die vor Begierde brannte, eine vornehme Dame zu werden, die ihren Zweck erreichte, indem sie ihn heiratete, und die gegen seine persönliche Anziehungskraft und Liebenswürdigkeit keineswegs unempfindlich war. Außerdem war sie eine angenehme, ansehnliche Erscheinung sowie klug und witzig in der Unterhaltung. Sein gesunder Menschenverstand sagte ihm, daß er lange warten könne, ehe sich ihm wieder eine solche Partie böte, und die Zeit, lange zu warten, hatte er eben nicht. Jede Stunde war kostbar. Er mußte etwas wagen, mußte die Sache in Fluß bringen, obwohl er sich auf der andern Seite sagte, daß ein Geständnis

verfrüht sei und sich nur durch besondere Umstände rechtfertigen lasse.

„Nun, lehnen Sie sich auf meinen Arm und schreiten Sie mutig rechts und links aus. Aengstigen Sie sich nicht," sagte er, nachdem sie seiner Aufforderung nachgekommen war.

„Ich ängstige mich nicht!"

„Nein, ich weiß, Sie sind über solche weibliche Schwächen erhaben. Wenn Sie nicht starke Nerven hätten, könnten Sie nicht mit Ihrem Pony fahren. Ich frage mich manchmal, ob Ihr Mut wohl hinreichen würde, der Meinung der Welt zu trotzen und Ihr Schicksal an einen Menschen zu knüpfen, vor dem alle Ihre Freunde, selbst seine eigene Mutter, Sie gewarnt haben. Das erscheint Ihnen wie ein Ueberfall; aber werden Sie nicht böse, antworten Sie mir nicht in Uebereilung. Wenn Sie wüßten, in welcher Lage ich mich befinde, würden Sie begreifen, daß ich sprechen muß; denn wenn Sie mir keine Hoffnung geben, muß ich England sofort für Jahre, vielleicht für immer verlassen."

„Für immer! Wie können Sie das sagen, Mr. Davenport. Sie wollen mir doch nicht einreden, daß die Liebe zu mir Sie forttriebe?"

„Nein ..." Sie hatten nach und nach ihre Schritte verlangsamt und standen jetzt im Schutz und Schatten eines alten Stechpalmengebüsches am andern Ende des Teiches. „Nein, ich bewundere Ihren Charakter, Ihren Verstand, der dem meinigen so weit überlegen ist, und empfinde Ihren veredelnden Einfluß von Tag zu Tag mehr. Ich glaube, daß es mich ganz glücklich machen würde, wenn Sie mir Ihre Hand reichten, und daß ich dadurch eher ein besserer Mensch werden könnte als auf irgend eine andere Weise. Aber ich habe mir zu oft eingebildet, Liebe zu empfinden, als daß ich Ihnen mit leidenschaftlichen Beteuerungen kommen sollte. Das überlasse ich andern. Von mir sollen Sie nur die einfache Wahrheit hören. Sie können mich retten, verschmähen Sie es, so fahre ich eben zum Teufel!"

Diese Rede war geschickt berechnet. Roger wollte nicht zu viel sagen; er sagte nur, was das Mädchen, das ihn bewunderte und bemitleidete, rühren konnte; denn sie war zu scharfsichtig, um leidenschaftlichen Versicherungen, wenn er sie ihr thörichterweise gemacht hätte, zu glauben. Katharine parierte den direkten Antrag durch die Wiederaufnahme der ursprünglichen Frage:

„Soviel ich verstehe, gehen Sie ins Ausland, weil Sie Ehrenschulden haben, die Sie nicht bezahlen können. Aber würde es nicht mehr Mut beweisen, wenn Sie, anstatt die Flucht zu ergreifen, zu den Leuten gingen, denen Sie etwas schuldig sind, und Ihnen sagten: ‚Ich kann euch jetzt nicht bezahlen, aber wenn ihr mir Zeit laßt, sollt ihr euer Geld auf Heller und Pfennig bekommen. Ich werde arbeiten und sparen, werde keine Karte anrühren und auf keine Wette eingehen, bis ich mich dieser Last entledigt habe.‘ Würde das nicht mutiger und auch ehrenhafter sein als eine schmähliche Flucht?“

„Die Gesellschaft, mit der ich verkehre, ist an so etwas nicht gewöhnt. Kann einer seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, so muß er davongehen. Ich würde mich nirgends mehr sehen lassen können, wenn ich in England bliebe. Aber ich bin hier auch noch von andern Gefahren bedroht, über die ich gerade mit Ihnen nicht sprechen kann. Es ist besser, ich gehe in die weite Welt, wenn mir keine Hoffnung bleibt, Sie zu gewinnen.“

„Mr. Davenport, Sie haben offen zu mir gesprochen; ich danke Ihnen dafür und werde Ihnen eine ebenso offene Antwort geben. Natürlich weiß ich, daß mein Geld die erste und wichtigste Sache für Sie sein muß, weiß aber auch, daß ich mich dessen von jedem zu versehen habe, den ich einmal heirate. Ich habe Sie gern; aber ich kenne Sie noch zu wenig, um mein Schicksal einem Manne anzuvertrauen, vor dem man mich, wie Sie ja wissen, gewarnt hat, und der mir selbst gesteht, daß er schwach genug ist, vor Gefahren zu fliehen, die er mir nicht näher bezeichnen kann. Zeigten Sie im Gegenteil diesen Gefahren die Stirn und gewännen Sie den Sieg darüber, so würden Sie Ihren Verleumdern beweisen, daß Sie aus besserem Stoff gemacht sind, als man geglaubt, und vermöchten Sie es über sich, gleichviel in welchem Fache, zwei Jahre lang beharrlich und ausdauernd zu arbeiten, so würde ich Ihnen voll Vertrauen meine Hand reichen, wenn Sie dann noch danach begehrten. Eine andere ‚Hoffnung‘ könnte ich Ihnen nicht geben, und, verstehen Sie mich recht, auch dies ist kein Versprechen. Es ist nur eine Möglichkeit, deren Erfüllung einzig und allein von Ihnen abhängt.“

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen. Die schönen Augen hafteten am Boden, und sie sah nichts davon als die dunkeln Wimpern. Nur den Mund unter dem seidenen

Schnurrbarte konnte sie beobachten. Die weichen beredsamen Lippen schlossen sich hart und fest, während sie sprach, aber als sie geendigt hatte, zeigten die Linien seiner Züge bereits wieder die alte Weichheit.

„Das scheint Ihnen alles sehr leicht, Miß Johnstone; aber glauben Sie, meine Erziehung wäre so gewesen, daß sie mich zu irgend einer Arbeit befähigte? Glauben Sie, das Beispiel meines Vaters oder der übrigen Männer meines Umgangskreises wäre dazu angethan, mich gegen Versuchungen zu wappnen? Keiner von ihnen versagt sich irgend etwas, und bei diesem Beispiele, das ich seit meiner Schulknabenzeit vor Augen gehabt, kann es Sie kaum wundern, wenn ich bin, wie ich bin. Und was eine Thätigkeit anbetrifft? Was könnte ich wohl noch ergreifen? Ich hätte in die Armee eintreten können, aber dazu ist's zu spät, und mich vor dem Schreibpult in irgend einem Ministerium sitzen zu sehen, vermöchten Sie sich gewiß selbst nicht zu denken! Hätte ich fremde Sprachen erlernt, so könnte ich vielleicht einmal Gesandter werden, und das ist mit einer von den Gründen, warum es gut sein würde, wenn ich ins Ausland ginge. Wenn dann jemand um mich wäre, der mich zum Lernen ermutigte, ein Wesen, das mich lieb genug hätte, um sein Leben einem Taugenichts zu opfern, so würde es mir vielleicht gelingen. Wie die Dinge aber liegen . . ."

Er ließ den Satz unvollendet und seufzte. Katharine war gerührt. Es war ja ganz richtig, daß er nur schlechte Beispiele gesehen hatte, daß er großen Versuchungen ausgesetzt gewesen und noch sehr jung war. Konnte es nicht eben so richtig sein, daß der Einfluß einer Frau ihn zu retten vermochte? Aber obgleich sie sich diese Frage vorlegte, war sie doch zu klug, um sich blenden zu lassen.

„Die Frau, welche sich dieser Aufgabe mit Aussicht auf Erfolg widmen könnte, müßte eine sein, die Sie aus Liebe, nicht aus — andern Gründen wählen," entgegnete sie. „Wenn Sie sich jetzt der Versuchung nicht gewachsen fühlen, welche Hoffnung dürfte ich hegen, diese Veränderung nach und nach in Ihnen hervorzubringen? Es thut mir herzlich leid um Sie, denn ich weiß, daß vieles von dem, was Sie sagen, auf Wahrheit beruht, aber ich glaube nicht an die Umkehr, welche von einem guten Einkommen abhängt. Wenn ich Ihnen mein Leben jetzt ‚opferte', so geschähe es mit der Ueberzeugung, daß Sie nach der Hochzeit Ihr jetziges Leben wieder aufnehmen

würden und daß ich nur Ihre Schulden zu bezahlen hätte. Nun frage ich zwar nicht viel nach Geld und Gut; aber ich wäre doch eine Thörin, wenn ich einen Mann heiraten wollte, auf den ich, wie ich gewiß weiß, nicht den mindesten Einfluß habe."

„Sind Sie nicht Zeuge gewesen, wie ich bemüht war, mich jenen andern Einflüssen zu entziehen?" fragte er mit leiser Stimme. „Es ist sehr schwer, ein Gewohnheitsverhältnis aufzugeben; aber ich habe es versucht, als ich anfing, mich für Sie zu interessieren, als ich nach und nach die Ueberzeugung gewann, daß Sie das einzige weibliche Wesen sind, das mir zur Umkehr helfen könnte — wenn es wollte."

Katharine ließ einige Augenblicke vergehen, ehe sie antwortete.

„Ich will Ihnen ein Geständnis machen," sagte sie dann. „Ein Geständnis, das ich vielleicht nie machen sollte ... Ich habe versucht, mich selbst zu dieser Ueberzeugung aufzuschwingen. Ich habe mir einzureden versucht, ich könnte vielleicht Ihr guter Engel werden. Aber welchen Anhalt habe ich für einen solchen Gedanken? Wir kennen einander kaum seit vier Wochen und Sie haben in dieser Zeit Ihre Bewunderung für eine andere Frau keinen Moment verhehlt. Wie soll ich mich nun sicher fühlen, daß es Ihnen mit dem, was Sie sagen, ernst ist? Die Zeit allein könnte das beweisen. Brechen Sie also mit Ihren alten Verhältnissen und Gewohnheiten. Zeigen Sie mir, daß ich wirklich einen Einfluß auf Ihr Leben ausübe — dann, aber nicht eher, werde ich Ihnen glauben."

Roger biß sich auf die Lippen.

„Sie handeln sehr verständig," sagte er endlich. „Die Welt wird Ihrer Entscheidung Beifall zollen. Aber Sie werden doch vielleicht eines Tages mit Bedauern daran zurückdenken, daß Sie mich hätten retten können, es aber aus Vorsicht unterlassen haben. Ja, Miß Johnstone, ich werde mit meinen alten Gewohnheiten brechen, aber die Veränderung dürfte vielleicht nicht zum Vorteil ausschlagen!"

„Es ist hier sehr kalt," sagte sie mit einem kleinen Schauder.

Er faßte sie wieder bei der Hand und von neuem flogen sie über das Eis dahin.

Sechzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage, einem Sonnabende, fuhr Roger nicht nach London, sondern schrieb an Mr. Israel, den Compagnon Mr. Bartons, mit dem er lieber Geschäfte abmachte, als mit jenem, und kündigte sich für Montag bei ihm an. Dann fuhr er nach Brookwood, um Mrs. Courtland zu besuchen, welche unwohl und an das Sofa gefesselt sein sollte.

An dem darauffolgenden Sonntage war der Schnee hinweggeschmolzen; es war ein milder, sonniger Tag. Lady Davenport und die meisten ihrer Diener und Gäste hatten sich, wie gewöhnlich zum Nachmittagsgottesdienst in die Kirche begeben; nur Malcolm, der sonst seine Mutter stets zu begleiten und im Chor mitzusingen pflegte, war heute wegen Kopfweh zu Hause geblieben. Er hatte seit seiner Kinderzeit die Gewohnheit, sich in solchen Fällen auf ein altes, mit Kattun bezogenes Sofa im Schlafgemach seiner Mutter zu legen, welches hinter dem großen Himmelbett halb versteckt und so stand, daß es von den Eintretenden nicht gleich gesehen werden konnte. Auch heute hatte er sich auf dies alte Möbel zurückgezogen und war eingeschlafen.

„Wie geht es dir?“ fragte seine Mutter, sich über ihn beugend, als sie aus der Kirche zurückkehrte.

„Ich habe noch immer Kopfweh.“

„Man hat dich doch nicht gestört? Du pflegst das Uebel doch sonst zu verschlafen.“

„Ja, man hat mich gestört, es kam jemand herein ... ich habe vergessen wer.“

„Die Mädchen waren ja alle in der Kirche, und wer könnte sonst hereingekommen sein? Du wirst geträumt haben.“

„Nein, das habe ich nicht ... aber ich besinne mich jetzt; es war Roger. Ich hörte ein Geräusch, es knackte; ich fuhr in die Höhe und sah Roger da unten vor dem Sofa stehen. Ich erschrak und fragte, was er wolle; aber er nannte mich eine Milchsuppe und fragte, was zum Teufel ich hier zu suchen hätte. Dann ging er und ließ mich mit noch ärgerem Kopfweh zurück.“

Lady Davenport, welche wußte, daß ihre beiden Söhne keine große Zuneigung zu einander hatten, wies Malcolm

etwas kurz darauf hin, daß Roger solche Worte nicht böse meine und ließ die Sache fallen.

Am Abend teilte Roger seiner Mutter mit, daß er am andern Morgen in Geschäften für einen Tag nach London gehen werde. „Mountjoy lasse ich hier," fügte er hinzu, „er mag sein Glück bei deiner kostbaren Erbin weiter versuchen."

Lady Davenport wußte im Moment, woher dieser Wind wehe. Katharine hatte Rogers Antrag abgelehnt.

Katharine schrieb an diesem Abend in ihr Tagebuch:

„Alles ist vorüber. Die Schuppen sind mir von den Augen gefallen. Ich glaube nicht mehr, daß ich in einer Verbindung mit Roger Davenport mein Glück finden könnte. Es thut mir leid um ihn und ich empfinde tiefe Teilnahme für sein Schicksal; aber ich könnte einen Mann nicht lieben, der sich so schwach zeigt. Ich sollte jetzt oder niemals und bedingungslos seine Frau werden. Er lehnte jede Probezeit ab und scheute vor der Aussicht auf irgend eine ernste Arbeit zurück. Er sprach von meinem Einfluß; aber wie könnte ich je einen Einfluß auf ihn gewinnen, wenn er diese erste Bedingung abweist? Er verlangt, daß ich ihn nur darum heiraten sollte, weil ich Vermögen besitze. Ich weiß wohl, daß ich wahrscheinlich nie einen Mann finden werde, der mich um meiner selbst willen liebt, und glaube nicht, daß ich imstande bin, eine starke Leidenschaft einzuflößen; aber ich will wenigstens keinen Mann heiraten, den ich mißachten müßte. Seine Anspielungen auf Mrs. Courtland und seine Hindeutung darauf, daß er versuche, sich von ihr loszumachen, erfüllte mich mit Erstaunen und, wie ich gestehen muß, mit Verachtung. Wenn er glaubt, sich dadurch bei mir einzuschmeicheln, verkennt er mich.

„Mein Sonntag war kein sehr erfreulicher; aber eine Sache hat mich doch sehr belustigt, obgleich sie wiederum ein Beweis ist, in welchem Lichte man mich betrachtet und wie ich mich sogar von einem Manne wie Lord Mountjoy beurteilen lassen muß. Er hat mir seine Hand angeboten, trotzdem ich ihn kaum seit fünf Tagen kenne. Als ich ihn lächelnd darauf hinwies und ihm sagte, er möge die Kürze unserer Bekanntschaft als Grund betrachten, wenn ich die Ehre ablehne, schien er aufrichtig erstaunt.

„‚Nun ja, ich gehe vielleicht etwas schnell zu Werke,' sagte er. ‚Aber ich reise morgen früh ab, habe also keine

Zeit zu verlieren. Ich weiß, Sie haben Roger einen Korb gegeben — ich schließe das aus einigen seiner Aeußerungen —, sonst würde ich ihm nicht ins Gehege gehen. Sie kennen das Wort von der Ehrlichkeit unter Dieben.'

„‚Welche Aeußerungen Roger Davenports berechtigten Sie zu diesem Schlusse?' fragte ich.

„‚Er sagte, er müsse so schnell als möglich ins Ausland, da jede Aussicht, sich länger in England zu halten, geschwunden sei. Ich wußte, was er meinte, und dachte, nun könnte ich mein Glück ja auch versuchen. Wir würden gewiß gut zusammenpassen. Sie sind eines der hübschesten jungen Mädchen, die mir je vorgekommen, sonst würde ich Ihnen keinen Antrag gemacht haben, darauf können Sie sich verlassen.'

„Ich dankte ihm für das Kompliment und sagte, ich sei überzeugt, er würde immer gütig gegen mich sein; aber ich wäre entschlossen, mich nur aus Liebe zu verheiraten, ‚und Liebe empfinde ich nicht für Sie, Lord Mountjoy,' setzte ich hinzu.

„Er meinte, es sei viel wichtiger für zwei Menschen, die sich miteinander verheiraten wollten, daß sie zusammenpaßten, als daß sie ineinander verliebt wären, eine Bedingung, auf welche der offenherzige junge Mann keine Ansprüche erhob. Er hätte mich gern und könne mir ein Haus, einen Namen, eine Stellung bieten, sowie die vollständigste Unabhängigkeit, denn er würde mich und mein Thun und Lassen niemals kontrollieren.

„Ich sagte ihm nicht — wozu ich mich eigentlich versucht fühlte —, daß eine solche Unabhängigkeit das Letzte sei, was ich in der Ehe wünsche, daß der Mann, den ich heiraten solle, vielmehr ein Mensch sein müsse, dem ich mich ganz hingeben könne und dessen Ansichten für mich Gesetz wären. Dabei fielen mir einige Worte Mr. Holroyds ein.

„‚Ich danke Ihnen für den guten Rat, den Sie mir am Freitag gaben,' sagte ich, als ich ihm zum erstenmal nach jener Unterredung wieder begegnete. ‚Ich weiß jetzt, wie richtig er war.'

„‚Haben Sie ihn befolgt?'

„‚Bis zu einem gewissen Grade, ja. Jedenfalls täusche ich mich nicht länger über den Gegenstand, den wir besprachen. Mr. Davenport suchte eine Unterredung mit mir und ich habe ihm ganz offen geantwortet. So kann das, was ich aus Rücksicht auf seine Mutter für ihn that, nicht falsch aus-

gelegt werden. Soweit es in meiner Macht liegt, werde ich ihre Sorgen zu erleichtern suchen, und dabei müssen Sie mir helfen, Mr. Holroyd. Wenn Sie hören, daß die Familie sich in einer Verlegenheit befindet, die durch Geld gehoben werden kann, müssen Sie es mir sagen.'

„Er blickte mich mit einem Lächeln, das nicht ohne sarkastischen Beigeschmack war, an:

„‚Haben Sie, wenn Sie Ihr Vermögen so verzetteln wollen, auch bedacht, wieviel Sie dadurch in den Augen der Welt an Wert verlieren?'

„Diese Worte waren es, die mir einfielen, als mir Lord Mountjoy seine Hand antrug. Würde dieser vergnügte junge Mann wohl danach gestrebt haben, mich zu seiner Frau zu machen, wenn er gewußt, daß ich Lust habe, mein Vermögen in unverständiger Generosität ‚zu verzetteln'? Nein, unter allen Männern, die ich seit meinem Hiersein kennen gelernt, ist nicht einer, der mich als armes Mädchen heiraten würde."

* * *

Am nächsten Morgen fuhr Roger mit dem ersten Zuge nach London und nach dem zweiten Frühstück kündigte Katharine ihre Absicht an, nach Brookwood zu reiten und sich nach Mrs. Courtlands Befinden zu erkundigen.

Es war ein milder Nachmittag. Katharine ritt, nachdem sie durch den Park galoppiert war, auf der weichen schmutzigen Straße, auf welcher die Hufe ihres Pferdes tief einsanken, im Schritt und hatte Muße, über die Gründe, die sie zu diesem Besuche veranlaßten, nachzudenken. „Warum besuche ich die Frau eigentlich?" fragte sie sich. „Noch vor acht Tagen war ich eifersüchtig auf sie, jetzt ist dies Gefühl gänzlich verschwunden. Ist dies die Folge der Art und Weise, in welcher Roger am Sonnabend von ihr sprach? Ich glaube, seine Mutter hat recht; er fragt im Grunde seines Herzens nicht mehr nach Mrs. Courtland als nach mir. Trotz allem, was ich durch Lady Davenport und die andern Damen von der kleinen thörichten Frau höre, empfinde ich dennoch eine gewisse Teilnahme und Zuneigung für sie, und wenn es nicht meine Pflicht ist, so ist es doch auch kein Unrecht, wenn sie mir leid thut und ich den Versuch machen möchte, die arme thörichte Motte, die ins Licht flattert, zu retten."

Es war vier Uhr, als das junge Mädchen unter solchen Gedanken Brookwood erreichte. Mrs. Courtland lag auf dem

Sofa in ihrem Boudoir, sah sehr angegriffen aus und schien aufgeregt und unruhig. Ihr schönes Haar hing lose um den Kopf, was sie gar nicht übel kleidete; ja nach Katharines Geschmack sah sie so viel anziehender und interessanter aus als in großer Toilette, und vielleicht wußte sie das selbst ebensogut.

„Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie kommen, um nach mir zu sehen," sagte sie. „Alle andern haben nur geschickt und fragen lassen. Das ist der Lauf der Welt — alles schön und gut, solange es einem wohl geht — ist man aber krank oder hat man sonst Unannehmlichkeiten, dann gute Nacht!"

Katharine fühlte, daß etwas Wahres in ihren Worten lag.

„Aber Sie haben Mann und Kinder und sind reich. Was kümmern Sie die Leute?" entgegnete sie.

„Mein Mann ist erstens nie daheim, und wenn er daheim wäre? — Nun, es ist besser, darüber nicht zu reden. Und zweitens bin ich keine zärtliche Mutter. Ich habe es versucht, mich für die Kinder zu interessieren, habe es aber nicht fertig gebracht. Was ich brauchte, wäre eine Freundin. Jede Frau bedarf der Teilnahme ihres Geschlechts, auch wenn sie sich stellt, als sei sie ihr gleichgültig. Ich glaube, die Stimme einer Freundin könnte mich von der ärgsten Thorheit zurückhalten, Miß Johnstone; aber ich werde wohl nie eine haben. Es ist so schwer für sich allein, weise und vernünftig zu sein. Doch genug davon. Sagen Sie mir lieber, was Sie von der Familie Davenport halten. Sie haben natürlich eine schlechte Meinung von Sir Norman? Er ist ein abscheulicher alter Mensch und hat seine Familie ruiniert."

„Zum großen Teil, aber er ist's nicht allein gewesen."

„Sie meinen, daß der arme Roger vollendet hat, was der Vater begonnen? Ja, aber wessen Schuld ist das? Die des Vaters, der ihm kein besseres Beispiel gegeben hat. Ich hoffe, Sie gehören nicht zu denen, die Roger hart beurteilen. Ich bin überzeugt, Sie bemitleiden ihn im Innersten Ihres Herzens." Dabei blickte sie Katharine prüfend ins Gesicht.

„Nein," entgegnete diese freimütig, „das thue ich nicht. Ich that es früher, habe aber eingesehen, daß es eine Thorheit war. Er sagt, daß er in nächster Zeit ins Ausland zu gehen beabsichtigt."

Mrs. Courtland schwieg einen Augenblick, ehe sie zur

Antwort gab: „Ich sehe, er hat um Sie geworben, und Sie haben ihn abgewiesen?“

„Dies ist eine der Fragen, die niemals weder gestellt noch beantwortet werden sollten.“

„Sie ist mir bereits beantwortet. Ich fragte nur, weil ich eine warme Freundin des jungen Mannes bin und mich lebhaft für ihn interessiere. Ich bin überzeugt, es wäre das Beste für ihn gewesen, Sie zu heiraten.“

„Ob aber auch für mich? — Nein, Sie irren sich — es würde für uns beide nichts getaugt haben und hätte nur den einzigen Nutzen gehabt, daß seine Schulden bezahlt worden wären.“

„Sie glauben also, er würde Sie nur um des Geldes wegen geheiratet haben?“

„Und was glauben Sie?“ fragte Katharine, ihr voll ins Gesicht blickend. „Sie sind seit lange seine Freundin und müssen ihn kennen. Man sagte mir, Mr. Davenport sei keines wirklich tiefen Gefühls fähig und habe nie für eine Frau etwas anderes empfunden als vorübergehendes Wohlgefallen. Demnach wäre es besser, er heiratete nicht, bis er eine Frau findet, die ihn mit wirklich starken Ketten bindet.“

„Welche Frau sollte aber klug genug sein, zu wissen, ob ihre Ketten stark genug sind,“ entgegnete Mrs. Courtland mit gezwungenem Lachen. Es war inzwischen schon etwas dämmerig geworden und sie stand auf, um nach der Uhr auf dem Kaminsims zu sehen. „Sie werden eine Tasse Thee trinken, ehe Sie gehen?“ sagte sie.

Katharine stand ebenfalls auf, indem sie erklärte, sie müsse sich sofort auf den Weg machen, wenn sie noch vor eintretender Dunkelheit nach Hause kommen wolle. Die kleine Frau schien aufrichtig betrübt, sie schon fortzulassen, und nahm ihr das Versprechen ab, bald wiederzukommen.

„Sie ist mir ein Rätsel,“ dachte Katharine, während sie heimritt. „Machte sie sich das Geringste aus Roger, so würde sie nicht sagen, es sei das Beste, wenn er mich heiratete. Ich glaube, Lady Davenport hat recht. Sie ist eitel und gefallsüchtig und eine schlechte Gattin und Mutter; aber alle Frauen meiden sie und an mich schließt sie sich an und scheint meine Freundschaft zu wünschen. Unter all ihrer Frivolität scheint sie sich unglücklich zu fühlen, und ich glaube, das ist es, was mich zu ihr hinzieht. Vielleicht kann ich ihr mit der Zeit dennoch etwas werden und einigen Einfluß auf sie gewinnen.“

Siebzehntes Kapitel.

Roger Davenport stand in Mr. Israels Ladenstübchen und die Thür war geschlossen.

Mr. Israel war ein der goldenen Jugend in London wohlbekannter Juwelier. In diesem Teile seines Geschäfts hatte er keinen Compagnon, sondern besorgte es ganz allein und hatte dabei oft Takt, Umsicht und große Selbstbeherrschung nötig. Er war ein Vierziger von glatten Manieren, zur Wohlbeleibtheit geneigt, gut gekleidet, stets höflich und, selbst starken Versuchungen gegenüber, von strengster Diskretion — genug, in jeder Beziehung das gerade Gegenteil von Barton, seinem Compagnon im Geldverleihgeschäft. Diese Compagnonschaft nicht abschütteln zu können, war Mr. Israel selbst am meisten leid, denn die Sprache und das Aussehen des alten Wucherers erregte das höchste Mißfallen seines nicht gewissenhafteren, aber polierteren und diplomatischeren Geschäftsteilhabers. Mr. Israel war auch gegen die Auspfändung Rogers gewesen, und jetzt, da die Forderung voll beglichen war, bedauerte er Mr. Bartons rücksichtsloses Vorgehen um so mehr; denn er setzte voraus, daß damit jede Geschäftsverbindung mit Sir Normans ältestem Sohne für immer zu Ende sei. Mit ungeheuchelter Freude sah er deshalb den Erben von Davenport an diesem Morgen in seinen Laden treten und führte ihn sogleich in sein Privatzimmer.

„Es war nicht schön von Ihnen, Israel, daß Sie mich neulich auspfänden lassen wollten."

„Ich versichere Sie, Mr. Davenport, daß es nicht meine Schuld war. Wenn Sie sich künftighin in etwaigen kleinen Verlegenheiten direkt an mich wenden wollten, so sollten Sie gewiß keine der Unannehmlichkeiten zu befürchten haben, die Ihnen Mr. Barton ..."

„Der verdammte alte Esel. Daß er mir nur nicht in den Weg kommt, ich haue ihn in Kochstücke. Natürlich kann es mir nicht einfallen, je wieder zu ihm zu gehen. Sie, Israel, sind wenigstens höflich, wenn ich auch glaube, daß Sie im übrigen ein ebenso großer Halunke sind wie Ihr Compagnon. Ich sage Ihnen das, weil ich gerade in der Sache, die mich heute zu Ihnen führt, nicht von Ihnen ‚gemacht' sein möchte."

Mr. Israel lächelte. „Nun, Sir, womit könnte ich Ihnen dienen?“

„Nicht mit Geld diesmal, Sie sollen mich nicht gleich wieder in die Klauen kriegen. Ich habe ein anderes Anliegen. Sie schätzen Juwelen, die Sie kaufen, nicht selbst, nicht wahr, sondern haben dazu einen Mann, dessen einziges Geschäft das ist?“

„Ich nehme in wichtigen Fällen stets Mr. Zimmeris Hilfe in Anspruch; aber ich verstehe mich selbst ziemlich gut auf den Wert edler Steine. Möchten Sie irgend ein Schmuckstück geschätzt haben?“

Er deutete dabei auf ein Päckchen, das Roger in der Hand hielt und von dem er jetzt mit einem leisen Schatten von Widerstreben den Bindfaden löste.

„Ja, und vielleicht mehr als das ... es käme auf das Gebot an.“

Dabei brachte er ein altmodisches ledernes Etui zum Vorschein, bei dessen Anblick ein halbes Lächeln um Mr. Israels Mundwinkel zuckte. Aber er sagte nichts, als Roger das Etui öffnete und ihm die berühmten Davenportschen Saphire und Diamanten vorlegte. Der Jude nahm das Halsband und besichtigte es genau; auch das Diadem sah er an, aber schon mit weniger Sorgfalt, als sei er seiner Sache bereits gewiß. Die Ohrringe nahm er gar nicht heraus.

Noch immer sagte er kein Wort, und Roger, der ihm mit zusammengezogenen Augenbrauen zusah, fing an ungeduldig zu werden. Dann trat der Jude an sein Pult und schrieb einige Worte auf ein Papier.

„Hier ist Mr. Zimmeris Adresse, Mr. Davenport. Gehen Sie zu ihm und hören Sie, was er sagt. Ich möchte, daß Sie zuerst seine Meinung hörten.“

„Und — und was — was würde es kosten, diese Steine, falls man sie verkaufte — durch — durch unechte zu ersetzen?“

„Ich kann es Ihnen wahrhaftig nicht sagen, Mr. Davenport,“ entgegnete der Jude mit leisem Lächeln. „Bitte, bemühen Sie sich zu Mr. Zimmeri.“

Einige Stunden später trat Roger bestürzt und erhitzt, wie man ihn selten sah, wieder bei Mr. Israel ein.

„Ich bin bei Zimmeri gewesen und noch bei zwei andern Juwelieren, denn ich glaubte ihm nicht ... Wissen Sie, was die Leute behaupten?“

„Daß es falsche Steine sind."

„Es ist ein Komplott . . . Sie stecken alle unter einer Decke . . . aber so leicht soll man mich nicht fangen. Diese Juwelen befinden sich seit länger denn hundert Jahren im Besitz unserer Familie und sind erst seit kurzem aus der Bank abgeholt worden."

„Das weiß ich, Mr. Davenport. Aber bitte, zeigen Sie die Steine allen andern Juwelieren Londons, und wenn sie unsere Ansicht bestätigen" — hier ließ der Jude die Stimme zum leisen Flüstertone herabsinken —, „so denken Sie darüber nach, ob der von Ihnen geplante Ersatz durch unechte Steine nicht schon von einem andern vorgenommen sein könnte."

Roger entfärbte sich.

„Sie wollen doch nicht sagen . . . daß mein Vater . . ."

„Ich verrate niemals ein Geheimnis, Mr. Davenport, das Ihrige so wenig, wie das eines andern. Alles, was ich sagen kann, ist nur, daß die echten Steine irgend einmal durch unechte ersetzt worden sind."

Der junge Mann ließ seine Faust mit einem Fluche auf den Tisch niederfallen. Sir Norman, daran konnte er nicht zweifeln, war ihm zuvorgekommen. Roger ließ sich selten so gehen wie bei dieser Gelegenheit. Sein Gesicht war bleich vor Wut, als er sich wandte, um das Zimmer ohne ein weiteres Wort zu verlassen. Unglücklicherweise fügte es sich, daß der ehrenwerte Hebräer, welcher unter dem Namen Barton Geschäfte machte, die Thür in demselben Moment von außen öffnete und mit dem jungen Manne auf der Schwelle zusammentraf.

„Verd— alter Hund! Geh mir aus dem Wege!" rief Roger, indem er Barton mit einem einzigen Schlage in den Rinnstein schleuderte und dann, ohne seinen gefällten Feind auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen, davonging.

* * *

In der Dämmerung desselben Nachmittags trat Lady Davenport in ihr Schlafzimmer und öffnete ein geheimes Fach ihres Schreibtisches, um den Schlüssel zu dem feuerfesten Schranke in der Ecke des Zimmers herauszunehmen. Sie sah sehr selten nach ihren Juwelen; aber es war ihr plötzlich eingefallen, daß ihr das Schloß an dem Halsbande,

als sie es zuletzt getragen, etwas unsicher vorgekommen, und sie wollte es, ehe sie es morgen anlegte, nochmals prüfen. Aber wo war das Schmucketui? — Es war nicht da!

Im ersten Schrecken der Entdeckung wurde sie totenbleich und lehnte sich halb ohnmächtig gegen das Sofa. Dann suchte sie sich zu fassen und ihre Gedanken zu sammeln — und nach kaum einer Minute war ihr alles nur zu klar. Am Donnerstag noch hatte sie die Juwelen selbst eingeschlossen. Das geheime Fach, in welchem sie die Schlüssel bewahrte, war nur noch zwei Menschen bekannt, Sir Norman und Roger. Sie nahm den Schmuck nie in Gegenwart ihres Mädchens heraus, legte ihn ebensowenig im Beisein derselben wieder fort, und außer dem Schmuck befand sich nichts im Schranke. Kein Arbeiter hatte in dem Zimmer zu thun gehabt — genug, alles drängte auf den einen Schluß hin: das Kästchen konnte von keinem Fremden entwendet sein. Roger hatte davon gesprochen, die Juwelen zu verkaufen, ein Gedanke, den sie mit Entrüstung abgewiesen; er war gestern während ihrer Abwesenheit in dem Zimmer gewesen — Malcolms Erzählung fiel ihr ein — und heute früh war er nach London gefahren! Sie stöhnte laut auf, als sie sich alle diese Thatsachen ins Gedächtnis rief. Dann ging sie einige Minuten in dem Gemach auf und ab. Schließlich zog sie die Klingel und ließ die Damen um Entschuldigung bitten, wenn sie nicht zum Thee hinunterkäme, sie fühle sich nicht ganz wohl.

„Und sagen Sie dem Diener, daß ich Mr. Davenport zu sprechen wünsche, sobald er zurückkehrt," setzte sie hinzu.

Dann blieb sie, angstvoll auf jedes näher kommende Geräusch horchend, regungslos sitzen. Ihre Hände und Füße wurden kalt, aber noch kälter wurde ihr ums Herz. Wo konnte sie Trost suchen? Daß ihr Sohn — ihr Liebling trotz aller seiner Thorheiten — einer solchen Handlung fähig sein sollte, war das Härteste, was sie noch erlebt hatte. Und wenn er nun gar nicht zurückkam, wenn er, nachdem Katharine seinen Antrag abgelehnt, mit dem Schmuck auf Nimmerwiedersehen davongegangen war und nichts sich wieder gut machen ließ! Ihr Herz erstarrte bei dem Gedanken. Da endlich — es war sieben Uhr vorüber — rollte der Wagen, der nach der Station gefahren war, um ihn abzuholen, in den Stallhof.

Die Botschaft, daß Lady Davenport den Sohn sofort

in ihrem Schlafzimmer zu sprechen wünsche, die Roger empfing, sobald er aus dem Wagen gesprungen, überzeugte ihn sogleich, daß sie den Schmuck vermißt hatte. Er war auf diese Möglichkeit vorbereitet. Sein ursprünglicher Plan war allerdings gewesen, das Speisezimmer zu verlassen, während die Herren beim Wein und die Diener beim Abendbrot saßen, und das Schmuckkästchen wieder in den Schrank zu stellen, was er jedenfalls unbemerkt thun konnte. Aber er hatte doch auch an die Möglichkeit gedacht, daß seine Mutter das Etui vermisse, und da dieser unglückliche Fall wirklich eingetreten, erschreckte ihn dies weniger, als man hätte meinen sollen. Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir hinzusetzen, daß es ihm im Moment weniger darum zu thun war, seinen gefährdeten Ruf zu retten, als seiner Mutter unnötige Schmerzen zu ersparen, und ohne daher wie sonst seinen Pelz, in dessen Tasche das Etui steckte, in der Halle abzulegen, eilte er die Treppe hinauf.

Seine Mutter empfing ihn an der Schwelle ihres Zimmers.

„O Roger, was hast du gethan?" flüsterte sie mit bebender Stimme.

„Meinst du in Bezug auf deinen Schmuck?" entgegnete er mit einem Lachen, das, wie er wohl fühlte, nicht ganz natürlich klang. „Hier ist er. Ich nahm ihn mit, um ihn schätzen zu lassen."

„Und glaubst du wirklich, wir, ich und dein Vater, könnten je darein willigen, ihn zu verkaufen?"

Ein nichts weniger als angenehmes Lächeln kräuselte Rogers schöne Lippen.

„Ich glaube, Papa würde seine Einwilligung geben," entgegnete er. „Aber du kannst dir die Angelegenheit immerhin aus dem Sinne schlagen. Ich verspreche dir, nicht wieder darauf zurückzukommen, und damit ist die Sache abgemacht, nicht wahr?"

„Nein," entgegnete sie in heftigerem Tone, als Roger je aus ihrem Munde gehört hatte. „Ich kann nicht ruhig sein, solange du ein Leben führst wie dein jetziges. Wenn du auf diesem Wege fortgehst, so wirst du dich und die Deinigen zu Grunde richten und in Unehre bringen. Ich wollte dich lieber an der Straße Steine klopfen, als so weiter leben sehen."

Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Du wirst mich ja auch nicht mehr lange so sehen,

denke ich. Ich gehe übers Wasser, denn an der Straße Steine zu klopfen, würde mir nicht zusagen, und sonst scheint mir hier nichts übrig zu bleiben."

„Weil du nichts thun willst. Weil du in Müßiggang, um nichts Schlimmeres zu sagen, versunken bist. Sieh dagegen Mr. Holroyd. Auch er ließ sich in der Jugend durch schlechte Gesellschaft verleiten; aber wie hat er sich aufgerafft, wie gearbeitet, um seine Mutter bis zu ihrem Tode zu unterstützen. Jeder achtet und respektiert ihn, und warum sollte dir nicht gelingen, was Mr. Holroyd . . ."

„Bitte, verschone mich mit dem Namen, er allein macht mich schon elend. Ich hasse den Menschen, dessen Tugenden mir seit meinem achtzehnten Jahre beständig vorgehalten werden. Und im Grunde," fuhr er mit spöttischem Lächeln fort, „ist er nicht besser als viele andere. Nur ist er ein schlauer alter Fuchs, der es, wenn ich nicht sehr irre, auf deine reiche Erbin, Miß Johnstone, abgesehen hat. Bin ich erst fort und ist er allein hier, so wird er sein Schäfchen schon zu scheren wissen."

„Dieser Verdacht zeigt mir, wie Vorurteile dich verblenden können," entgegnete Lady Davenport. „Im Gegenteil vermeidet Holroyd Miß Johnstone sichtlich und spricht nie mit ihr, wenn er es vermeiden kann."

„So! Nun, ich könnte dir Beweise bringen, daß sie allerlei Heimlichkeiten haben, obgleich sie vor andern kaum miteinander verkehren . . . Aber die Glocke zum Anziehen hat schon geläutet und ich muß vor Tisch noch mein Bad haben."

So endigte das Gespräch zwischen Mutter und Sohn. Sie fühlte, daß es in diesem Augenblicke unnütz sei, auf den Gegenstand zurückzukommen, von dem er sie so geschickt abgelenkt hatte und der für beide so viel wichtiger war, als Philipp Holroyds Hoffnungen und Pläne. Sie mußte ihn jetzt gehen lassen; aber das Herz that ihr weh, denn die Ueberzeugung, daß sie keine Handhabe besaß, bei der sie den Sohn fassen konnte, hatte sich ihr von neuem aufgedrängt.

Achtzehntes Kapitel.

Katharine wurde an diesem Abend von Charley Thane zu Tische geführt. Sie hatte jetzt angefangen zu begreifen, warum der junge Mann, trotz seiner Anmaßung, eine allgemein beliebte Persönlichkeit war. Er besaß erstens jenen unverwüstlichen Humor und jenes unerschütterliche Selbstgefühl, die ihrem Besitzer das Leben immer leicht machen, und zweitens hatte er im Inlande wie im Auslande viel gesehen und gehört und war keineswegs so hohlköpfig, wie man anfänglich vielleicht glaubte. Außerdem hatte er allerlei, wenn auch ohne Zusammenhang gelesen, und es amüsierte Katharine, ihm zuzuhören.

Sie hatten sich noch nie so lange miteinander unterhalten, denn er hatte die ganze Woche Roger den Vortritt gelassen. Davenport hatte ihm gleich am ersten Abend angedeutet, daß er sich das junge Mädchen zur Beute ausersehen, und die schwachen Versuche Mountjoys, das Interesse Katharines sich zuzuwenden, hatten Thanes Beifall nicht gefunden. Jetzt war Roger aber, wie aus seinen Reden hervorging, zurückgetreten, warum sollte Charley Thane nun sein Glück nicht versuchen? Er blieb jetzt noch zwei Tage hier, dann trafen sie in London wieder zusammen, er brauchte also nichts zu übereilen; aber er sagte sich, daß Katharine gar kein so übles Mädchen wäre, eines von denen jedenfalls, die sich in der Gesellschaft durchsetzen ... und er hätte eine schlechtere Wahl treffen können.

„Er ist amüsant, der kleine Mann, nicht wahr?" bemerkte Mrs. Hare in neckendem Tone zu dem jungen Mädchen, als die Damen sich in den Salon zurückgezogen hatten. „Aber heiraten Sie ihn nicht, Kind. Er paßt nicht für Sie."

„Ihn heiraten?" rief Katharine lachend. „Welche Idee! Denkt ein Mensch wie er überhaupt ans Heiraten? Es ist das erste Mal, daß er etwas anderes zu mir gesagt hat als: ‚Wie geht es Ihnen?'"

„Nun, er wird wahrscheinlich nächstens noch eine andere Frage an Sie richten. Wappnen Sie sich nur immer."

„Das wird nicht nötig sein, ich versichere Sie!" rief Katharine lebhaft. „Ich bin keine so eingebildete Närrin, um das zu glauben."

Eine halbe Stunde später saß Katharine allein auf einem Sofa des Salons und Charles Thane hatte sich eben von Mrs. Latour, welche behauptete, ohne ihn nicht Whist spielen zu können, mit einiger Mühe losgemacht, um sich zu dem jungen Mädchen zu gesellen, als ihm Mr. Holroyd zuvorkam. Der Hofmeister, wie gewöhnlich hinter seiner Zeitung verschanzt, hatte den Blick einen Moment erhoben und war den Augen Katharines begegnet. Sie hatte ihn durch einen kaum merklichen Wink eingeladen, sich zu ihr zu setzen, und er war sogleich gekommen. Ohne Mrs. Hares Warnung, die sie verdrossen hatte, würde sie dies Zeichen vielleicht nicht gegeben haben; aber jetzt, als sie bemerkte, daß Thane sich anschickte, herbeizukommen, um vielleicht den ganzen Abend neben ihr sitzen zu bleiben, wußte sie, welche Schlüsse daraus gezogen wurden. Gewiß befand sich Mrs. Hare über die Absichten Charley Thanes im Irrtume; aber die ausgesprochene Vermutung war deshalb nicht weniger ärgerlich. Gab es denn keinen jungen Mann, der eine Stunde angenehm mit ihr verplaudern konnte, ohne daß man ein Recht hatte, ihm die Spekulation auf ihre Geldsäcke unterzuschieben? Doch, dort war ein solcher Mann. Der Hauslehrer, welcher ihr bis dahin so geflissentlich ausgewichen, den sie erst jetzt nach und nach besser kennen lernte, zu dem sie aber mehr Vertrauen hatte als zu irgend einem andern Manne im Hause — er war über solchen Verdacht erhaben. Sie winkte ihn zu sich.

„Ich möchte mit Ihnen über Mr. Davenport sprechen," begann sie, sobald er Platz genommen hatte. „Als Sie vor einigen Tagen äußerten, er müsse ins Ausland, fand ich das sehr grausam; aber ich bin andern Sinnes geworden. Ich glaube jetzt auch, daß es am besten wäre, wenn er für einige Jahre nach den Kolonien ginge und damit den Versuchungen, die hier an ihn herantreten, sowie der Gesellschaft, die ihn hier umgibt, entrückt würde."

„Vor Versuchungen würde man ihn nur schützen, wenn man ihn nach einer wüsten Insel brächte," entgegnete Holroyd. „Aber ohne Zweifel wäre er in den Kolonien besser aufgehoben als an den Spieltischen des Festlandes."

„Ich habe mir ausgedacht, wie man ihm vielleicht helfen könnte, wenn er sich helfen lassen will. Unser Geschäft in Melbourne liegt gegenwärtig in den Händen eines Mannes, der als Knabe ohne Schuhe und Strümpfe zu uns kam und

zuerst, glaube ich, von meinem Vater als eine Art Laufbursche engagiert war. Er stieg von Stufe zu Stufe und zeigte sich so geschickt und des in ihn gesetzten Vertrauens so wert, daß er schon vor dem Tode meines Vaters das Geschäft fast allein leitete. Nach dem Ableben desselben fand sich, daß er das ganze Unternehmen in Mr. Grogans Hände gelegt hatte. Mir war ein bedeutendes Kapital und ein gewisser Anteil am Geschäft vorbehalten. Und Mr. Grogan, dessen bin ich sicher, würde alles, alles in der Welt für mich thun. Wenn ich ihm nun schriebe: ‚Ich schicke Ihnen einen jungen Engländer, für den Sie einen Posten mit gutem Gehalt finden, oder für den Sie, wenn ein solcher Posten nicht frei sein sollte, eine Stellung schaffen müssen, indem Sie ihn zu Ihrem Privatsekretär oder etwas dergleichen machen,‘ so bin ich überzeugt, Mr. Grogan würde es thun.“

„Und würde es zu bereuen haben,“ versetzte Holroyd.

„Aber soll man denn gar nicht versuchen, ihm zu Hilfe zu kommen?“ rief Katharine heftig. „Soll man einen jungen Menschen, der seine Kraft verschleudert und Unheil über alle bringt, die ihn lieb haben, thatlos den Rücken kehren, während er, wenn man ihm einen Ausweg zeigte, vielleicht auf andere Wege zu bringen wäre.“

„Das sage ich nicht,“ gab Holroyd ruhig zur Antwort. „Es ist niemals zu spät, Buße zu thun, und wenn Roger einwilligt, nach Melbourne zu gehen, um dort zu arbeiten, so leisten Sie ihm immerhin jeden Vorschub. Wovon ich abrate, ist nur, daß Sie Mr. Grogan auffordern, eine Stellung mit hohem Gehalt für ihn zu finden, denn solche Posten sind immer Vertrauensposten.“

„Und Sie glauben, man könne einen jungen Mann, in dessen Adern von Vater- wie von Mutterseite das beste Blut Englands fließt, zu einem solchen Posten nicht empfehlen, nur weil er daheim Schulden gemacht hat? Wahrhaftig, Mr. Holroyd, das ist mehr als hart, das ist grausam.“

„Sie sind wie die meisten Menschen, Miß Johnstone,“ versetzte Holroyd. „Sie verlangen einen Rat, während Sie im voraus entschlossen sind, ihn nur dann zu befolgen, wenn er mit Ihren eigenen Wünschen und Ansichten übereinstimmt.“

„Verzeihen Sie,“ sagte das junge Mädchen einlenkend. „Aber ich möchte um seiner Mutter und — und noch um — um einiger andern Menschen willen so gern etwas für

Mr. Davenport thun; und wenn er fortginge, so weit als möglich fortginge, würde das eine große Erleichterung für mich sein."

Holroyd sah, was sie bewegte, hatte aber Takt genug, keine weitere Bemerkung darüber zu machen.

„Versuchen Sie selbst, sich ein unabhängiges Urteil über Rogers Fähigkeiten zu einem Posten zu bilden, wie Sie ihn dem jungen Manne wünschen," sagte er. „Und sollte dies Urteil auch nicht befriedigend ausfallen, so wird er doch, und zwar schon in nächster Zeit, gezwungen sein, ins Ausland zu gehen, darauf können Sie sich verlassen."

„Bemerken Sie nicht, daß Lady Davenport heute abend noch angegriffener aussieht als sonst?" fragte das junge Mädchen, dem Gespräch eine andere Richtung gebend.

„Ja, ich habe auch schon meine Gedanken darüber gehabt."

„Kann irgend etwas passiert sein? Sollte sie einen neuen Kummer haben?"

„Nicht, daß ich wüßte. Aber die fortwährenden Sorgen, in denen sie lebt, üben den nachteiligsten Einfluß auf ihre Gesundheit. Außerdem ist sie nicht daran gewöhnt, so viele Menschen im Hause zu haben."

„Nun, wir werden ja bald nach London gehen," sagte Katharine, „und ich hoffe, das soll ihr besser bekommen."

Neunzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen empfing Miß Johnstone einen Brief mit dem Poststempel London, dessen Inhalt sie in die äußerste Bestürzung versetzte. Er lautete:

„Mein Fräulein!

Sie leugneten vor einigen Tagen, daß Sie im Begriff ständen, Mr. Roger Davenport zu heiraten; aber man behauptet allgemein, daß es so sei, und ich glaube auch, daß Sie die Person waren, welche neulich die dreizehnhundert Pfund für ihn bezahlte. Möge dem aber sein, wie ihm wolle, ich glaube Ihnen einen Freundschaftsdienst zu erweisen, wenn ich Ihnen reinen Wein über ihn einschenke, und mache mir gar nichts daraus, wenn die Leute erfahren, daß ich gesagt

habe: er ist kein anständiger Mann und nichts Besseres als ein gemeiner Dieb. Sein Benehmen gegen mich überhebt mich jeder Schonung. Fragen Sie ihn nur, was er gestern mit den Saphiren und Diamanten seiner Mutter vorgehabt hat, und geben Sie acht, was er antwortet. Er hat den Versuch gemacht, sie an meinen Compagnon, Mr. Israels, zu verkaufen, um falsche Steine dafür einsetzen zu lassen. Daß es ihm nicht gelang, war nicht seine Schuld. Er hatte seiner Mutter den Schmuck gestohlen, und wenn Sie meinen Worten nicht glauben wollen, so fragen Sie Lady Davenport nur selber.

Ihr ergebener

Josua Barton."

Katharine las diese Zeilen mit der Röte eines Zornes auf den Wangen, der ebenso durch die infame Beschuldigung hervorgerufen wurde, wie durch die unverschämte Vertraulichkeit des Schreibers. Der Brief trug für sie den Stempel der Unwahrheit an der Stirn. Es war eine schändliche Verleumdung, die der abscheuliche Jude aus Rache für irgend etwas, das ihm Roger angethan, ersonnen hatte. Es war zu nichtswürdig! Er sollte seiner Mutter Juwelen gestohlen haben! Der Gedanke war mehr als abgeschmackt! . . . Dann las sie den Brief noch einmal mit kälterem Blute und zum erstenmal drängte sich ihr ein furchtbarer Zweifel auf, ob man eine solche Beschuldigung ganz ohne Grund so offen gegen einen Menschen erheben könne. Was sollte sie thun? Konnte sie überhaupt etwas thun? War es ihre Sache, Roger Davenports Ruf zu verteidigen und rein zu waschen? Aber durfte man eine solche Verleumdung auf ihm sitzen lassen? Mußte sie sich nicht zu ihrer eigenen Befriedigung und Beruhigung von der Unwahrheit der Anklage überzeugen? Und doch, wäre es nicht eine direkte Beleidigung gewesen, Lady Davenport oder Sir Norman Mitteilung davon zu machen, wie der Schreiber vorschlug? Noch weniger konnte sie, nach dem was zwischen ihnen vorgefallen, Roger direkt etwas davon sagen. Es gab nur einen Menschen, den sie ohne Gefahr ins Vertrauen ziehen durfte, und dies war wieder Holroyd. Er kannte vielleicht auch Mittel und Wege, um der Schmähschrift zu begegnen. Dennoch ließ die ausgesprochene Abneigung des Hauslehrers gegen seinen ehemaligen Schüler Katharine einen Moment zögern. Aber bald wies sie ihre Befürchtung als eine unwürdige von sich. Holroyd

war ein viel zu ehrenhafter und gerechter Mann, um sich von seinen persönlichen Gefühlen in einer solchen Sache leiten und beeinflussen zu lassen.

Der Zufall fügte es indessen, daß sie den ganzen Tag keine Gelegenheit fand, ihn allein zu sprechen. Er verschwand mit Malcolm bald nach dem zweiten Frühstück und weder bei dieser Mahlzeit noch beim Diner saß sie in seiner Nähe. Thane war wieder ihr Nachbar und verließ sie, da beide sich an einem langen Spaziergange beteiligten, den die junge Welt unternahm, fast den ganzen Nachmittag nicht. Katharine hätte sich seinen Aufmerksamkeiten gern entzogen, obgleich er sie trotz aller seiner Thorheiten amüsierte; aber da ihr niemand zu Hilfe kam — Roger vermied sie ganz absichtlich und auch die übrigen jungen Männer hielten sich fern —, so blieb ihr keine Wahl. Nur als er sie jetzt schon für mehrere Tänze des Abends engagieren wollte, protestierte sie:

„Die erste Quadrille?" — „Ja, wenn Sie wollen." — „Und dann einen Walzer?" — „Ja, aber später. Ich kann doch nicht den ganzen Abend mit Ihnen tanzen, das wäre ja langweilig für uns beide. Und Sie wissen, ich bin eine Wilde — eben erst eingefangen —, welche möglichst viel zu sehen wünscht. Wenn ich aber nur mit Ihnen tanzen wollte, könnte ich ebensogut zu Hause bleiben, statt drei Stunden weit zum Ball zu fahren."

Er antwortete in demselben neckenden Tone, besaß aber Takt genug, nicht weiter in sie zu dringen. Seine gute Meinung von dem jungen Mädchen war offenbar gestiegen. „Man hat zu thun," bemerkte er zu einem Freunde, „wenn man es mit ihr aufnehmen will. Sie ist verwünscht scharf, und das Leben würde weniger langweilig sein, wenn alle jungen Mädchen wären wie sie."

Die ganze Gesellschaft fuhr in einem Omnibus und zwei Kutschwagen zum Balle. Wie gern wäre die arme Lady Davenport daheim geblieben; sie fühlte sich so wenig fähig, ihre Maske aufrecht zu erhalten und ihren Kummer vor der versammelten Grafschaft zu verbergen! War dies schon schwer genug zu Hause, wieviel schwerer war es dort, ein heiteres Gesicht zur Schau zu tragen. Und hätte sie die ganze Wahrheit gekannt, hätte sie gewußt, daß die Steine des Diadems und des Halsbandes, die sie mit so viel Sorgfalt befestigte, aus Glas bestanden und daß der Tausch durch ihren Ehemann schon vor Monaten bewerkstelligt worden war, während der Schmuck,

wie sie glaubte, in der Bank lag — sie wäre der Gesellschaft nie wieder unter die Augen getreten.

Katharine, welche ihre Blässe und Angegriffenheit während des Diners beobachtet hatte, flüsterte ihr zu Ende desselben zu:

„Sie sind sehr müde. Bitte, gehen Sie nicht meinetwillen zum Ball. Lady Retford wird mich unter ihren Schutz nehmen, und . . .“

„Das ist nicht Lady Retfords Pflicht, sondern die meinige, liebes Kind. Außerdem würde es Sir Norman sehr unangenehm sein, wenn ich daheim bliebe, und man muß die Stellung, die man einmal einnimmt, auch ausfüllen.“

„Sie wäre reif für den Himmel,“ dachte Katharine, während sie die Treppe hinaufging, um ihren Mantel umzubinden. Es unterlag für sie keinem Zweifel, daß ein neuer Kummer zu der Last der Sorgen gekommen war, welche diese bewundernswürdige Frau mit so heroischem Mute trug. Konnte dieser Kummer in irgend welcher Weise mit der Verdächtigung im Zusammenhange stehen, welche jener nichtswürdige Brief enthielt?

Als Katharine an Lady Davenports Seite den Ballsaal betrat, ordneten sich die Paare eben zur Quadrille, und Thane, der mit dem Omnibus schon etwas früher angekommen war, führte sie sogleich zu ihrem Platze gegenüber der Herzogin von Deal, die ihn zu ihrem Vis-a-Vis gewählt hatte.

„Setzen Sie sich zu mir, wenn der Tanz vorüber ist,“ sagte die Herzogin mit strahlendem Lächeln zu dem jungen Mädchen, als eine Tour des Tanzes sie aneinander vorüberführte. „Ich möchte mit Ihnen über die Zeit Ihres Besuches in Barrencourt sprechen.“

„Werden Sie der Einladung folgen?“ fragte Thane, der diese Worte gehört hatte.

„Wahrscheinlich nicht. Wir gehen schon in nächster Zeit nach London.“

„Ich habe beinahe gelobt, nie wieder eine Einladung nach Barrencourt anzunehmen, denn man hatte mir das letzte Mal ein nach Norden liegendes Zimmer angewiesen. Wenn Sie aber hingehen, sage ich zu,“ fuhr der junge Mann fort.

„Das wäre natürlich unwiderstehlich!“ rief Katharine neckend. „Aber sagen Sie mir, Kapitän Thane, warum man ihnen nicht ebensogut ein nach Norden liegendes Zimmer geben darf wie irgend einem andern?“

„Weil ich es nicht vertragen kann."

„Und Sie würden eine Vergnügungspartie aufgeben nur aus Furcht, nach der Nordseite quartiert zu werden?"

„Im Gegenteil ich will, wie ich eben sagte, der Gefahr trotzen. Wenn etwas dabei zu gewinnen ist, bin ich bereit, auf dem nackten Fußboden zu schlafen."

„Berechnen Sie immer, was zu gewinnen oder zu verlieren ist, ehe Sie eine Einladung annehmen?"

„Ehe man nach Barrencourt geht, sollte man das immer thun, denn die Herzogin spielt hoch und hat einen sehr schlechten Koch."

Solche Scherzreden flogen während der ganzen Quadrille zwischen dem Paare hin und her. Als der Tanz vorüber war, sagte Katharine:

„Ich möchte mich nicht zu der Herzogin setzen. Lady Davenport ist ganz allein; bitte, führen Sie mich zu ihr."

Auf dem Wege kamen Sie an Mr. Holroyd vorüber, der sich mit einem alten Herrn über Politik unterhielt. Katharine blieb unbefangen stehen.

„Ich möchte Sie sprechen, Mr. Holroyd. Wollen Sie mich während der nächsten Quadrille in das Theezimmer führen?"

Holroyd verbeugte sich und das Paar ging vorüber.

„Verwünscht schlechte Formen," sagte Thane zu sich selbst. „Einen solchen Menschen aufzufordern, sie ins Theezimmer zu führen! ... Na, dergleichen Dinge wird man ihr abgewöhnen."

Eine Menge junger Männer näherten sich Lady Davenport, um sich Katharine vorstellen zu lassen. Ihre Tanzkarte füllte sich schnell bis auf die zwei Tänze, welche sie für das Gespräch mit Holroyd frei hielt. Plötzlich wandte sie sich zu Mrs. Hare, die an ihrer andern Seite saß und deren sarkastische Bemerkungen sie mehr als einmal zum Lachen gebracht hatten.

„Ah, da beginnt der Walzer, den ich Lord Barrencourt versprochen habe — und, beiläufig, ich habe soeben eine Einladung von der Herzogin empfangen. Soll ich hingehen oder nicht? Was meinen Sie?"

„Das kommt darauf an, liebe Miß Johnstone," sagte Mrs. Hare mit ihrer sanften, melodiösen Stimme, „das kommt darauf an, was Sie wollen und dort erwarten."

„Guter Gott, Sie reden ja gerade wie Kapitän Thane.

Was soll ich denn dort erwarten außer einem bißchen Vergnügen? Es ist sehr freundlich von der Herzogin, mich einzuladen, denn ich kenne sie kaum."

„Sie würde Sie auch nicht einladen, wenn sie nicht ihre guten Gründe dazu hätte. Und was das Vergnügen anbetrifft, das Sie sich versprechen, so sind Sie, glaube ich, nicht die Person, die einen Mann ermutigen würde, um ihn dann beiseite zu werfen, obgleich man mir erzählte, Sie hätten in den letzten drei Tagen nicht weniger als drei Körbe ausgeteilt."

„Das ist wahr . . ." Aber ehe sie mehr sagen konnte, stand Lord Barrencourt vor ihr und stammelte:

„Ich glaube, daß dies — daß dies unser . . ."

Katharine nahm seinen Arm und wirbelte im nächsten Augenblicke mit ihm durch den Saal.

Zwanzigstes Kapitel.

Katharine saß in dem Theezimmer, das ziemlich leer war, und neben ihr Philipp Holroyd.

„Ich muß Sie schon wieder in Anspruch nehmen," begann sie. „Aber wir beide wünschen, Lady Davenport Sorge und Kummer zu ersparen, wenn es möglich ist, und Sie sind der einzige Mensch, der mir in einer Sache helfen kann, die sie, wenn sie ihr je zu Ohren käme, über alle Maßen betrüben müßte. Lesen Sie das," fuhr sie fort, indem sie ihm den Brief reichte. „Natürlich glaube ich kein Wort von dem, was er enthält. Der Schreiber ist jedenfalls ein Schurke. Aber das ist nicht genug, man muß ihn Lügen strafen, und wie soll ich das anfangen?"

Holroyd las den Brief zweimal vom Anfang bis zum Ende. Dann ihn langsam zusammenfaltend, entgegnete er:

„Ich glaube, es ist am besten, Sie thun gar nichts in der Sache."

„Wie können Sie das sagen?"

„Sie sind erst seit einigen Wochen hier; Ihre Stellung ist eine eigentümliche, und Sie thun besser, sich nicht in Familienangelegenheiten zu mischen. Es ist trübes Wasser. Dächten Sie noch daran, Roger Davenport zu heiraten . . ."

„Gewiß nicht!"

„. . . so wäre das etwas anderes. Wie die Dinge jetzt liegen, ist es am geratensten, Sie lassen die Sache auf sich beruhen und versuchen, den Brief zu vergessen."

„Wäre es denn nicht eine Schande, zu gestatten, daß man solche Lügen über Mr. Davenport verbreitet und ihm nicht Gelegenheit gäbe, seine Unschuld zu beweisen."

„Und wenn er sie nun nicht beweisen könnte?" fragte Holroyd, indem er dem jungen Mädchen fest in die Augen sah.

„Das dürfen Sie nicht glauben, Mr. Holroyd! Es ist ja unmöglich!"

„Ich sage nicht, daß ich etwas glaube oder nicht glaube, Miß Johnstone. Ich meine nur, daß es besser wäre, wenn Sie sich in Bezug auf die Skelette im Hause in der größtmöglichen Unwissenheit erhielten."

„Ich habe ihnen sicherlich nicht nachgeforscht, und es wäre mir sehr unangenehm, als Mitwisser in dieser Angelegenheit zu erscheinen. Aber es würde ein Unrecht gegen Lady Davenport sein, wenn man nicht versuchte, ihren Sohn gegen solche Verleumdungen zu schützen, und Sie, Mr. Holroyd, könnten es thun, ohne mich zu erwähnen."

„Vielleicht. Jedenfalls werde ich, wenn Sie darauf bestehen, den Versuch machen. Außerdem haben Sie, wie ich nicht bestreiten will, ein gewisses Recht, die Wahrheit zu erfahren, denn Sie haben sich Roger als hilfreiche Freundin erwiesen und würden ihm durch Ihre Empfehlung an Mr. Grogan auch gern ferner nützlich sein. Deshalb will ich womöglich von ihm selbst zu erfahren suchen, was an der Sache ist, und Ihnen getreulich rapportieren, was ich höre."

Hier wurde die Unterredung durch Roger selbst unterbrochen, der mit Mrs. Courtland eintrat, und da Katharine an dem Abend noch keine Gelegenheit gehabt hatte, mit dem schönen thörichten Geschöpf zu sprechen, so stand sie auf und ging ihr entgegen.

„O, ich freue mich sehr, Sie hier zu treffen!" rief Mrs. Courtland, Rogers Arm loslassend und Katharines Hand in ihre beiden Hände nehmend. „Ich hätte mich schon so gern im Saale zu Ihnen gesetzt, aber" — hier dämpfte sie die Stimme — „ich hatte nicht den Mut, in Lady Davenports Nähe zu kommen. Sie ‚schneidet' mich, so oft ich ihr begegne."

„So werde ich zu Ihnen kommen. Nur bleiben sie nicht

zu lange beim Thee sitzen, denn vom übernächsten Tanze ab bin ich für den ganzen Abend engagiert."

„Was zum Kuckuck haben Sie mit dem Mädchen vor, daß sie sich anstellen, als sei sie Ihnen wer weiß wie lieb?" rief Roger ärgerlich, sobald Katharine und ihr Begleiter außer Gehörweite waren.

„Ich stelle mich nicht an, sondern habe sie wirklich lieb. Wenn alle Frauen ihr glichen, würde ich mein eigenes Geschlecht wahrscheinlich weniger hassenswert finden."

„Gott sei Dank, daß dem nicht so ist!" entgegnete Roger lachend. „Diese großen, groben, dicken Geschöpfe, die eigene Meinungen, Ansichten und dergleichen haben wollen, sind nicht meine Sorte."

„Deshalb haben Sie sich einen Korb von ihr geholt," gab Mrs. Courtland mit einem Seitenblick zur Antwort. „Das Leugnen hilft Ihnen nichts; ich weiß, daß Sie ihr einen Antrag gemacht haben."

„Und wenn ich's gethan, was hätte mich dazu getrieben? Nur die Verzweiflung. Sie wissen recht gut, daß es nur um des Geldes willen geschehen kann, wenn ich mich nach einem solchen Mädchen zweimal umsehe."

„Ich glaube, sie ist viel zu gut für Sie, und Sie würden sich nur glücklich schätzen können, wenn sie ja gesagt hätte."

Wir haben nicht die Absicht, dem Gespräch, das noch eine Weile dauerte, weiter zu lauschen. Wäre ein aufmerksamer Beobachter in der Nähe gewesen, er würde schon aus dem Mienenspiel der Sprechenden ihr Verhältnis und ihre Stellung zu einander erraten haben: die gänzliche Unterjochung der Frau trotz aller Bemühungen, sich aus den sie umschlingenden Banden zu befreien, und die unbarmherzige Entschlossenheit des Jägers, das Wild, das er umgarnt, nicht entschlüpfen zu lassen. Sie wurde bald rot, bald blaß; ihre Augen, die den seinigen nur selten begegneten, schweiften unruhig umher, und das Wenige, was sie sprach, wurde in scharfem, gereiztem Tone gesprochen, der wie eine schwache Abwehr des Zaubers klang, dem sie erlag. Es war vergeblich, daß sie versuchte, sich dem Einfluß seiner bestrickenden Stimme zu entziehen, der Stimme, welche Gift in ihr Ohr träufelte.

„Ich will das nicht länger mit anhören, will in den Saal zurückkehren!" rief sie endlich bebend, indem sie auf-

sprang, und als sie sich in der Nähe der Herzogin niederließ, sah sie auffallend blaß aus. Eine Minute später setzte sich Katharine zu ihr.

Roger zog sich ärgerlich in das Rauchzimmer zurück. Dasselbe war leer, aber unmittelbar hinter dem jungen Manne trat Holroyd ein.

„Ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen, und das kann vielleicht am besten hier geschehen," begann der Hauslehrer.

„Vielleicht," wiederholte Roger, indem er sich mit seiner Cigarre in einen bequemen Stuhl warf, die Beine kreuzte und auf die Spitzen seiner tadellosen Stiefel blickte, während der andere stehen blieb und seine durchdringenden Augen auf ihm ruhen ließ.

„Ich möchte einige Fragen an Sie richten, die Sie beantworten können oder nicht," fuhr Holroyd fort. „Aber ich muß vorausschicken, daß mein einziger Zweck dabei der ist, Sie von einer Beschuldigung zu reinigen, welche man in Umlauf gesetzt hat. Allem Anschein nach haben Sie einen der Juden beleidigt, mit denen ich vor einigen Tagen in Ihrem Interesse verhandelte."

Roger blickte einen Moment auf. Schnell wie der Blitz erriet er, wenn nicht die ganze Wahrheit, so doch die Hauptsache: daß eine Kunde von dem gestrigen Versuche zu Holroyds, seines Erzfeindes, Ohren gedrungen war.

„Ich stieß Barton gestern in die Gosse," gab er ohne Zögern zur Antwort. „Wie lautet denn seine Beschuldigung?"

„Er behauptet, Sie hätten sich gestern die Familiendiamanten verschafft und sie zu ihnen gebracht, um die echten Steine durch falsche ersetzen zu lassen."

„Sie sehen, daß meine Mutter den Schmuck heute trägt. Ich hoffe, das widerlegt die Lüge genugsam."

„Kaum. Er sagt, wenn die Sache nicht zustande gekommen sei, wäre das nicht Ihre Schuld gewesen."

„Gilt Ihnen das Wort eines verdammten schurkischen Juden mehr als das meinige?"

„Sie haben bis jetzt nicht verneint, daß Sie den Schmuck zu ihm gebracht."

Roger wechselte die Farbe.

„Das leugne ich auch nicht. Ich brachte den Schmuck zu Israel, um ihn schätzen zu lassen — aus keinem andern Grunde."

„Dürfte ich nach dem Zweck der Schätzung fragen, da die Steine doch nicht verkauft werden dürfen?"

„Sie thäten besser, meinen Vater zu fragen, welches Abkommen er mit seinen Vettern zu treffen gedenkt. Ihre Ansprüche können, wie Sie wohl begreifen, nicht für ewige Zeiten fortbestehen."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie den Schmuck gestern mit Sir Normans Wissen und Willen nach London brachten?" fragte Holroyd halb ungläubig, halb empört.

„Ich weiß nicht recht, was Sie das angeht," erwiderte Roger mit der ruhigsten Unverschämtheit; „aber wenn Sie darauf beharren, sich in unsere Familienangelegenheiten zu mischen, so können Sie ihn ja fragen, wie hoch die Familienjuwelen geschätzt worden sind. Sie können ihm sagen, ich schickte Sie mit der Frage zu ihm."

Ein häßliches Lächeln umspielte dabei den Mund des jungen Mannes. Holroyd geriet in Verlegenheit. Hier lag etwas vor, das selbst sein scharfer Verstand nicht zu ergründen vermochte. Von Roger die Wahrheit zu erfahren, durfte er nicht hoffen, und seit dem Hineinziehen dieses neuen Elementes war jedes weitere Drängen, selbst wenn er es für berechtigt gehalten hätte, unnütz.

„Ich habe Ihnen von vornherein die Versicherung gegeben, daß es sich für mich nur darum handelte, Sie von einer sehr ernsten Anschuldigung zu reinigen," entgegnete er. „In dem Augenblicke, da der Name Ihres Vaters in die Sache hineingezogen wird, habe ich nichts mehr zu sagen und muß es nun ihm überlassen, Sie gegen solche Nachrede zu schützen."

„Dieselbe kann nur bei denen gläubige Ohren finden, die nun einmal das Schlimmste von mir zu glauben wünschen."

„Zu denen gehört wohl Ihre Mutter nicht. Trotzdem will ich hoffen, daß ihr das Gerücht nicht zu Ohren kommt."

Roger schwieg einen Augenblick. Er war sicher, daß Barton nicht die Wahrheit an seine Mutter schreiben würde. Was hätte es ihm auch nützen können. Nachdem der Mann sein Gift ausgespritzt und Holroyd die Mitteilung gemacht, lag es in seinem eigenen Interesse, zu schweigen; denn eine gerichtliche Klage, die daraus hervorgehen konnte, hätte den Ankauf der echten Steine zur Sprache gebracht, die er ohne Frage weit unter ihrem Werte erstanden hatte.

„Ich hoffe, meine Mutter wird den Schmuck tragen, so

lange Sir Norman lebt. Die Sache ist abgethan, und man braucht sie nicht damit zu behelligen," sagte er dann.

„So muß ich es denn Ihnen überlassen, in der Angelegenheit zu thun oder nicht zu thun, was Sie wollen; aber ich sage Ihnen, Roger, gehen Sie daraus nicht ganz makellos hervor, so sind Sie ein verlorener Mann."

Während Holroyd sprach, hatte Roger, dem es an Kühnheit und schnellem Blick nicht fehlte, seinen Entschluß gefaßt. Er mußte den Ton ändern und dem Eindringlinge einen Stoß versetzen, welcher ihn lehrte, für sich selbst auf der Hut zu sein.

„Sie haben ganz recht, und ich bin Ihnen für Ihre Mitteilung sehr dankbar," sagte er. „Aber ich glaube, man hat diese Lügen nur für Ihren Gebrauch erfunden. Barton hat vielleicht vorausgesetzt, Sie gerade würden sie da verbreiten, wo sie mir am meisten schaden müßten. Natürlich hat er sich darin geirrt. Ich denke auch nicht, daß er weitere Versuche damit macht, denn was könnte es ihm nützen. Thäte er es dennoch, so müßte er die Folgen tragen. Vorläufig sind mir allerdings die Hände gebunden, denn das Geheimnis ist nicht das meinige, und wenn man es aufrührte, könnte dadurch eine Katastrophe herbeigeführt werden, die Sie nicht wünschen könnten, da dieselbe andere zu Grunde richten, mich aber ganz unberührt lassen würde."

„So habe ich nichts mehr zu sagen. Gehen Sie Ihre eigenen Wege!" erwiderte Holroyd, drehte sich auf dem Absatze um und verließ das Zimmer.

Als er in den Ballsaal zurückkehrte, war es sein Erstes, Katharine mit den Augen zu suchen. Mit Mißfallen sah er sie zwischen Mrs. Courtland und der Herzogin sitzen. Die letztere sprach eifrig mit ihr, und Katharine schien keineswegs gelangweilt, sondern sehr gut unterhalten. Einen Moment später faßten Mrs. Latour und ihr Tänzer dicht vor ihm Posto, und er hörte sie sagen:

„Gehen Sie nach Barrencourt? Nein? Ich auch nicht. Wenn ich häßlich wäre, würde ich vielleicht eingeladen; aber man sagt mir, ob es wahr ist, weiß ich nicht, die Herzogin sei neidisch auf meine Gestalt. Exklusiv kann sie nicht sein, sonst würde sie Miß Johnstone nicht eingeladen haben; freilich weiß auch alle Welt, warum es geschehen ist."

Das Paar tanzte weiter; gleich darauf nahmen Katharine und Mr. Thane, ohne Holroyd zu bemerken, den Platz

ein, und wenige Minuten später ging die Herzogin, die den Ball verließ, an den beiden vorüber.

„Ich erwarte Sie also Freitag mit dem Fünfuhrzuge und werde Ihnen den Wagen schicken," hörte er sie zu dem jungen Mädchen sagen.

„Ich komme mit demselben Zuge!" rief Thane. „Sie haben mich eingeladen, wie Sie wissen, und ich bat mir etwas Bedenkzeit aus."

„Ich glaubte, Sie hätten abgelehnt," erwiderte die Herzogin lachend. „Aber wenn Sie mit einem Nordzimmer vorlieb nehmen wollen, sind Sie willkommen."

„Ich werde eine gehörige Menge Pelze und Teppiche mitbringen," sagte Thane.

Holroyd hörte nichts weiter. Mit einem Fluche zwischen den Lippen verließ er den Platz.

* * *

Am folgenden Tage schrieb Katharine in ihr Tagebuch:

„Ich sprach gestern abend lange mit Mrs. Courtland. Ich fühle mich zu ihr hingezogen, und dies mag vielleicht der beste Beweis sein, daß mein Rogerfieber vorüber ist. Ich empfinde nicht mehr die geringste Eifersucht, sondern nur noch Mitleid mit der armen kleinen Motte, die sich gewiß die Flügel versengen wird, wenn man das Licht, das sie umflattert, nicht entfernt. Aber wie kann man es entfernen?

„Sie ist unglücklich und leichtsinnig; ihr Mann, der ganz von seinen Geschäften in Anspruch genommen wird, kümmert sich nicht um sie, und die arme thörichte Frau bedürfte eines Lebensgefährten, vor dem sie sich ein wenig fürchtete, der sie mit steter Eifersucht verfolgte. Welch anderes Wesen würde sie unter solchen Umständen geworden sein!

„Im Laufe des Gesprächs sagte ich zu ihr: ‚Wenn Sie wirkliche Freundschaft für Mr. Davenport empfinden, werden Sie ihm zureden, ins Ausland zu gehen?'

„‚Warum?' fragte sie beinahe heftig. ‚Er gehört zu meinen wenigen Freunden; warum sollte ich mich des Vergnügens berauben, ihn zu sehen?'

„‚Weil es besser für ihn und — vielleicht auch besser für Sie wäre. Man wird in den Kolonien eine Stellung für ihn finden, und es ist das einzige Mittel, ihn aus seiner

jetzigen schwierigen Lage zu befreien. Verschließen Sie ihm diesen Ausweg nicht, indem Sie ihn ermutigen, hier zu bleiben und sein müßiges Leben weiter zu führen.'

„‚Wenn er zu gehen wünscht, werde ich ihn sicherlich nicht halten,' entgegnete sie in ihrer gewöhnlichen mutwilligen Weise. ‚Aber es ist lächerlich, daß man stets, sobald ich jemand gern habe, verlangt, ich solle ihn fortjagen.'

„Im ganzen nahm sie meine Vorstellungen aber doch gut auf; ja sie dankte mir durch einen feuchten Schimmer, der in ihren Augen aufstieg; im nächsten Moment aber lachte sie wieder und scherzte darüber, daß ich, die junge Wilde, mir herausnähme, ihr, der acht Jahre älteren erfahrenen Frau, den Text zu lesen. Dann setzte sich die Herzogin, welche getanzt hatte, zu uns, und war sehr gütig und freundlich gegen mich. Sie ist eine gescheite Frau, die scharf beobachtet und in der Politik, in Geldgeschäften und in Bezug auf Pferderennen genau Bescheid weiß; aber, glaube ich, nie ein anderes Buch als ihr Wettbuch aufschlägt.

„Sie wiederholte ihre Einladung so dringend, daß ich nachgab, was ich halb und halb bereue. Es thut mir leid, Lady Davenport allein zu lassen, denn die meisten Gäste gehen morgen oder übermorgen fort. Aber im Grunde liebt sie die Einsamkeit und ihre Sorgen sind nicht derart, daß sie sich hinwegplaudern ließen. Außerdem hat sie Mr. Holroyd, und ich glaube, es könnte keinen besseren Freund für eine Frau in ihrer Lage geben. Wie seltsam hat sich mein Urteil über ihn geändert. Wenn ich bedenke, wie ich noch vor drei Wochen von ihm und wie von Mr. Davenport dachte, so kommt es mir vor, als sei ich damals behext gewesen oder sei es jetzt. Die letztere Möglichkeit ist kaum anzunehmen; aber ich fühle, wie sehr der strenge, ernste Mann, der mir anfänglich so unsympathisch war, täglich in meiner Achtung steigt. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Roger Davenport, dessen unedle Bereitwilligkeit, sich helfen zu lassen, ohne selbst Hand und Fuß zu rühren, mich so gänzlich ernüchterte! Wie hat sich dagegen Holroyd, der, wie man mir sagt, in der Jugend ebenfalls eine Menge Thorheiten begangen und sich zu Grunde gerichtet, aus eigener Kraft zu vollster Unabhängigkeit herausgearbeitet! Die Frau, welche einem solchen Manne ihr Leben weihen darf, wird vielleicht nicht glücklich, denn das hängt von einer Menge unberechenbarer Ursachen und Wirkungen ab; aber sie kann ihr Leben lang stolz darauf

sein, ihm Liebe und Zuneigung eingeflößt zu haben ... Er würde nie ein reiches Mädchen heiraten, ich bin überzeugt, daß sich sein ganzer Stolz dagegen aufbäumte."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Viele der Gäste verließen am folgenden Morgen Davenport, unter ihnen Mrs. Hare.

„So werden Sie also doch noch nach Barrencourt gehen?" sagte letztere, als sie von Katharine Abschied nahm. „Vielleicht thun Sie klug daran, denn Sie werden binnen einigen Tagen wissen, ob Sie wünschen, um solchen Preis eine Krone mit Erdbeerblättern zu tragen oder nicht. Ich hätte keine Lust dazu; aber man nennt mich auch eine Schwärmerin. Sie hätten dann alles, was die Welt nur immer zu geben vermag; aber sie vermag eben nicht alles zu geben. Herzen und Liebe gehören in ein anderes Bereich, und:

‚Was ist das Leben ohne Liebesglanz.'

Denken Sie zuweilen an dies Schillersche Wort. Adieu! Ich hoffe, Sie bald in London zu sehen."

Mrs. Latour und Thane verließen Davenport ebenfalls noch an demselben Tage, aber ein oder zwei junge Mädchen und einige der jungen Herren blieben noch; mit ihnen Roger. Er hatte seiner Mutter gesagt, er werde am folgenden Morgen abreisen, um „nach seinen Angelegenheiten zu sehen". Welcher Art dieselben waren oder welche Pläne er verfolgte, hatte sie vergeblich von ihm zu erfahren versucht. Gleich nach dem Frühstück war er verschwunden, niemand wußte wohin. Weder die Tennisspieler, noch die, welche sich mit Spazierengehen beschäftigten, genossen seine Gesellschaft.

Zu den Spaziergängern gehörten auch Katharine, Lady Davenport, Malcolm und Holroyd. Es war einer jener milden, vollkommen stillen, halbverschleierten Wintertage, die man nur in England kennt, und Lady Davenport, welche gewöhnt war, sich viel Bewegung zu machen, zwei Tage aber kaum aus dem Hause gekommen war, ging mit Katharine allen andern voran. Sie sah noch bleicher und angegriffener

aus als sonst, und das junge Mädchen empfand das dringende Verlangen, irgend ein Wort zu sagen, das einen Hoffnungsstrahl in das Herz der bekümmerten Mutter werfen konnte.

„Sie werden froh sein, daß nun all der Lärm im Hause vorüber ist und Sie morgen wieder in Ruhe sind?" fing sie an. „Selbst ich werde Sie für einige Tage in Frieden lassen, und morgen geht auch, wie ich höre, Mr. Davenport."

„Ja, er geht nach London."

„Und er gedenkt England bald zu verlassen?"

„Ich — ich glaube. Seine Pläne scheinen indessen noch nicht ganz festzustehen."

„Glauben Sie, daß er geneigt sein würde, nach Melbourne zu gehen, um meine Angelegenheiten ein wenig zu überwachen? Ich würde ihn für eine Weile zu meinem Agenten ernennen, er würde nicht allzuviel Arbeit haben, und der Nachfolger meines Vaters, Mr. Grogan, würde ihn in die Geschäfte einweihen."

Lady Davenports Gesicht war, wenn möglich, noch um einen Schatten bleicher geworden. Dann stieg eine schwache Röte in ihre Wangen.

„Mein Sohn ist unglücklicherweise kein guter Geschäftsmann," entgegnete sie hastig. „Ich empfinde Ihre Güte tief ... Sie wollen einen Posten schaffen, um ihm zu Hilfe zu kommen ... aber mein armer Sohn ist leider nicht befähigt, eine Stellung dieser Art, das heißt irgend einen Vertrauensposten auszufüllen. Ich würde es ihm sogar verbieten, einen solchen anzunehmen." Dabei sprach sich eine solche plötzliche Angst in Lady Davenports Gesicht aus, daß Katharine darüber erschrak; aber schon nach wenigen Augenblicken hatte sie sich wieder gefaßt und fuhr in ihrer gewöhnlichen zurückhaltenden Weise fort: „Ich glaube, Miß Johnstone, Sie haben genug von meinem Sohne gesehen, um zu wissen, daß er noch nicht gelernt hat, seine Wünsche der Pflicht zu opfern. Gott gebe, daß er es im Laufe der Zeit lernt. Gegenwärtig kann ich noch nicht wünschen, daß er Pflichten irgend welcher Art, die ihm eine Verantwortlichkeit auferlegen, übernimmt. Bieten Sie ihm nichts Derartiges an. Ich hoffe, er läßt sich bestimmen, auf dem Festlande in Militärdienste zu treten, oder wir finden vielleicht für ihn eine Stelle in einem westindischen Regiment, wenn er einwilligt, über See zu gehen."

Damit war das Gespräch abgebrochen. Lady Davenport blieb stehen, um die übrigen Spaziergänger herankommen zu lassen, und Mr. Holroyd fand zum erstenmal für heute Gelegenheit, sich dem jungen Mädchen zu nähern. Lady Davenport, welche seine Absicht bemerkte und sich dieses, wie sie meinte, ungewöhnlichen Entgegenkommens erfreute, ließ die beiden allein und gesellte sich zu einigen andern Mitgliedern der Gesellschaft.

„Haben Sie Mr. Davenport gesprochen?“ fragte Katharine, sobald sie außer Gehörweite waren.

Holroyd teilte ihr den Inhalt des Gesprächs von gestern abend mit. Als sie hörte, daß der junge Mann jedes nähere Eingehen auf die Sache und die Aufdeckung der ganzen Wahrheit verweigerte, umwölkte sich ihr Gesicht.

„Arme Lady Davenport,“ sagte sie. „Ich hoffe nur, sie erfährt nichts von der Geschichte.“

„Unter uns: ich glaube, sie weiß bereits davon. Das würde auch ihr Aussehen seit Montag erklären. Bis jetzt hat sie alles standhaft ertragen — dies hat sie niedergeschmettert.“

„Ich vermag mir von allem dem noch kein klares Bild zu machen. Vielleicht sind die Dinge nicht so schlimm, wie sie aussehen. Was sollte schließlich aus dem unglücklichen Menschen werden?“

„Das weiß ich freilich nicht. Das Beste wäre vielleicht, man sperrte ihn in eine Anstalt für Geisteskranke, wo er gut behandelt würde. Jedenfalls sehen Sie ein, daß es nicht angegangen wäre, ihn Mr. Grogan für einen Vertrauensposten zu empfehlen.“

„Ich brachte den Plan soeben Lady Davenport gegenüber zur Sprache; aber sie bat mich, ihm den Vorschlag nicht zu machen. Sie schien aufs schmerzlichste bewegt, und das wäre, wenn Ihre Vermutungen richtig sind, kein Wunder. Natürlich kann von dem Projekt nicht mehr die Rede sein.“

„Selbstverständlich. Aber was Sie mir da sagen, bestätigt nur meine Annahme. Lady Davenport würde noch vor wenigen Tagen den Gedanken mit inniger Dankbarkeit begrüßt haben. Jetzt würde nichts sie vermögen, darauf einzugehen.“

Die beiden schritten eine Weile schweigend nebeneinander her.

„Wissen Sie, daß ich Freitag Davenport für einige Tage verlassen werde?“ begann das junge Mädchen endlich.

„Ich weiß es, und es thut mir leid. Wären Sie meine

Schwester, ich würde Ihnen nicht erlauben, nach Barrencourt zu gehen."

„Warum nicht?"

„Weil, wenn ich's verhindern könnte, meine Schwester nie ein Haus besuchen sollte — möchte es das eines Herzogs oder eines Emporkömmlings sein —, wo Moral und Geist auf gleich niedriger Stufe stehen. Durch den Verkehr mit einer Frau wie die Herzogin von Deal wird niemand besser."

„Aber mir ist alles neu, und wenn ich mich auch vielleicht nicht amüsiere, so mache ich doch neue Erfahrungen."

„Was sollen Ihnen diese neuen Erfahrungen nützen? Dinge dieser Art werden Ihnen früh genug zur Kenntnis kommen, und je länger eine Frau sich dieselben fern halten kann, je besser. Man gewöhnt sich nur zu leicht an das, was einen umgibt. Mrs. Courtland setzte Sie anfänglich in Erstaunen und machte Sie stutzig, nicht wahr? Jetzt sind Sie schon so weit, sie zu bedauern und zu entschuldigen. Die Gewohnheit baut eine Brücke fast über jeden Strom, und niemand kann wissen, wohin er schließlich gerät."

„Aber es gibt in jenen Gesellschaftskreisen doch sicherlich Frauen, die besser als ich und nicht verdorben sind?"

„Gewiß gibt es solche. Sie sind glücklich genug gewesen, in der Herrin dieses Hauses eine so vorzügliche Frau zu finden und sich ihr Wohlwollen zu erwerben. Aber ihresgleichen gibt's wenige, und die Verbindung, welche Sie außerhalb des Hauses angeknüpft haben, würde ich, wenn Sie meine Schwester wären, mißbilligen. Meine Schwester dürfte Mrs. Courtland nicht zur Freundin wählen."

„Aber Sie würden Ihrer Schwester doch nicht wehren, ihr eine helfende Hand entgegenzustrecken."

„Was kann ein junges Mädchen einer Frau wie dieser helfen?" rief Holroyd in beinahe ärgerlichem Tone, setzte aber gleich darauf ruhiger hinzu: „Doch wenn meine offene Aussprache Sie verletzt, werde ich schweigen. Sagen Sie es mir, wenn dem so ist, und ich werde Sie ferner nicht beleidigen."

„Sprechen Sie immer Ihre offene Meinung aus, Sie werden mich nicht beleidigen ... Auf der andern Seite aber ... ich bin zuweilen starrköpfig, und Sie dürfen mir nicht zürnen, wenn ich Ihren Rat nicht immer befolge."

„Welches Recht hätte ich, das zu erwarten? Sie sind ein- oder zweimal zu mir gekommen, um meine Hilfe in Anspruch zu nehmen und meine Meinung — die Meinung eines

Mannes — zu hören. Das allein berechtigt mich, zu Ihnen zu sprechen, wie ich es eben gethan habe, und ich hoffe, Sie werden niemals Ursache finden, das Vertrauen, das Sie mir schenkten, zu bereuen."

Das Resultat des eben mitgeteilten Gesprächs war ein seltsames. Es bestimmte Katharine, an die Herzogin zu schreiben und ihren Besuch abzusagen. Auf der andern Seite und vielleicht gerade, weil sie in dem einen Punkte nachgegeben, war sie mehr entschlossen denn je, an Mrs. Courtland festzuhalten, und bewies sich selbst klar und deutlich, daß es unrecht wäre, anders zu handeln. Das arme Geschöpf hatte sie gesucht, sich, wie es Katharine schien, in warmer Freundschaft an sie angeschlossen, und sie konnte dies Vertrauen nicht täuschen, selbst wenn sich Holroyd noch so stark gegen dies Verhältnis aussprach.

Holroyd allein erfuhr — denn das junge Mädchen machte keinen Versuch, es vor ihm zu verheimlichen —, warum sie den Besuch in Barrencourt aufgab. Zu Lady Davenport sagte sie nur, sie habe sich überlegt, daß sie ganz allein unter Fremden kaum auf Vergnügen rechnen könne, und Lady Davenport war mit diesem Entschluß offenbar zufrieden. Sir Norman, welcher Charles Thane genau beobachtet hatte, lachte vergnügt, wenn er sich die Enttäuschung des galanten jungen Herrn vorstellte, der nun um nichts und wieder nichts den Schrecken „einer nordwestlichen Durchfahrt" Trotz bot.

So waren denn alle fort; das Haus war still; nur Malcolms Fingerübungen klangen, wie es Katharine schien, heute länger und lauter durch das Haus, und gerade diese Töne gaben Lady Davenport Veranlassung zu einem Gespräch, welches dem jungen Mädchen eine Reihe von Ausblicken in die Zukunft eröffnete.

„Ja," sagte sie in Beantwortung einer Aeußerung Katharines, „Malcolm hat mehr Neigung zum ernsten Studium der Musik als zu irgend etwas anderem. Ich hoffe, sein Vater wird einwilligen, ihn für dies Jahr nach Deutschland gehen zu lassen, was er sehr wünscht; denn es ist immerhin besser, daß er etwas thut als gar nichts," setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „In Deutschland würde er außerdem die Sprache erlernen, und nicht die verschwenderischen Gewohnheiten annehmen, wie z. B. in Oxford."

„Würde Mr. Holroyd Ihren Sohn begleiten?"

„O nein. Er hat sich nur auf meine dringenden Bitten

entschlossen, für eine Weile zu uns zu kommen, und ich bin ihm sehr dankbar, daß er so lange geblieben ist, denn er hat eine Menge anderer Anträge, die er, wie ich weiß, bis jetzt nur ablehnte, um bei Malcolm zu sein, bis etwas über dessen Zukunft entschieden ist."

Wie leer und öde erschien Davenport plötzlich dem jungen Mädchen, wenn sie sich den Ort ohne diesen ernsten, strengen Mann dachte!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Morgen fuhr Katharine nach Brookwood und fand Mrs. Courtland sehr krank aussehend. Sie hatte sich auf dem Ball erkältet, hustete heftig, hatte, allem Anschein nach, ziemlich starkes Fieber und war so niedergeschlagen und gleichzeitig von einer so nervösen Reizbarkeit, daß sich Katharine höchst ungemütlich in ihrer Gesellschaft fühlte. Die junge Frau beklagte sich in bitteren Worten, daß sich niemand um sie kümmere, schalt auf ihr Geschlecht und auf die Welt im allgemeinen, sagte, ihr Leben habe keinen Wert mehr, weder für sie selbst noch für andere, wünschte, daß es je eher je lieber zu Ende sein möchte, und fing endlich an, heftig zu weinen. Katharine sprach ihr freundlich zu, suchte sie auf das hinzuweisen, was sie besaß, empfand aber bei alledem, daß die arme thörichte Kreatur in solchem Zustande nicht allein bleiben dürfe. Der Mann war abwesend, keine Freundin bei der Hand, und so dankbar sich Mrs. Courtland stets für gute Worte zeigte, so hatte Katharine doch das Bewußtsein, nur so lange beruhigend einzuwirken, als ihre Anwesenheit dauerte. Sollte sie sich erbieten, für einige Tage nach Brookwood zu kommen? Das junge Mädchen — immer mehr ihren Impulsen als kluger Berechnung folgend — sprach diesen Gedanken aus, sobald er ihr durch den Kopf schoß. Mrs. Courtland zögerte, dann wurde sie rot, fiel Katharine um den Hals und nannte sie ihren guten Engel. Man kam überein, daß sie und ihr Mädchen am nächsten Tage nach Brookwood übersiedeln sollten.

Lady Davenport machte ein ernstes Gesicht, als ihr Katharine dies Abkommen mitteilte.

„Dann wollte ich noch lieber, Sie wären nach Barrencourt gegangen, liebes Kind," entgegnete sie. „Es ist Ihnen bekannt, wie ich über Mrs. Courtland denke. Die Dame ist keine passende Freundin für Sie."

„Ich bin sehr betrübt, etwas zu thun, was Sie mißbilligen, Lady Davenport. Aber ich hoffe, Sie verzeihen mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich nur nach Brookwood begebe, weil ich es für meine Pflicht halte. Es ist vielleicht nur Einbildung; aber ich glaube mich dort nützlich machen zu können, in Barrencourt hätte ich das nicht gekonnt."

Lady Davenport sagte nichts mehr gegen den Plan. Sie hatte längst eingesehen, daß Katharine einer jener Menschen war, die sich in allen wichtigeren Dingen nur durch die eigene Erkenntnis von Recht und Unrecht leiten lassen, und Katharine hatte jetzt nur noch einen Menschen von ihrem Entschluß zu benachrichtigen.

Philipp Holroyd befand sich allein in dem Bibliothekzimmer, als sie vor dem Diner dort eintrat. Sie wußte, daß er immer der erste war, und eilte hinunter, um einige Worte mit ihm zu sprechen, ehe sich die Familie versammelte. Er stand in der Nähe des Kamins, und der helle Schein des Feuers fiel auf ihre Gestalt, als sie auf ihn zutrat. Sie hatte sich einige weiße Chrysanthemumblüten ins Haar gesteckt und trug ein schwarzes Kleid. Er hatte sie nie so einfach angezogen gesehen und sie vielleicht deshalb nie so hübsch gefunden.

„Ich gehe morgen für einige Tage nach Brookwood, Mr. Holroyd, und wollte Ihnen das selbst sagen, damit Sie nicht glauben, ich mißachtete Ihre Ratschläge," begann sie sogleich. „Ich habe Gründe, die mir genügend erscheinen, mich diesmal meinen eigenen Weg gehen zu lassen, und Sie dürfen mir deshalb nicht zürnen, denn ich sagte Ihnen schon, daß ich manchmal etwas halsstarrig bin."

„Wie sollte ich Ihnen zürnen? Ich sprach eine Ansicht aus, um die Sie mich nicht gefragt hatten, und Sie sind jedenfalls nicht verpflichtet, sich daran zu kehren."

„Ich weiß, daß alles, was Sie mir damals sagten, klug und richtig war; ich weiß auch, daß ich noch sehr unerfahren bin und mich leicht durch Neugier und rasche Eingebungen leiten lasse. Dennoch muß ich dieser inneren Stimme, wenn sie spricht, gehorchen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie und

Lady Davenport mich für ein thörichtes und eigenwilliges Geschöpf halten."

„Sie besitzen viel scharfen Verstand," entgegnete Holroyd nach kurzer Pause mit einem Lächeln, das bei ihm so selten war, „und der Verstand ist ein vortreffliches Mittel gegen allzu leichtgläubige Herzensregungen . . . Ich besorge deshalb auch nicht, daß Sie in der Weise, wie manches andere junge Mädchen, durch diese Freundschaft zu Schaden kommen könnten; was aber den Schaden betrifft, welchen Sie dadurch etwa in den Augen der Welt erleiden, so haben Sie wohl, wie ich voraussetze, die Kosten überschlagen und machen sich nichts daraus."

„Gleichgültig ist mir die Meinung der Welt nicht, und als Lady Retford mir vorhin sagte, ich würde alle meine Aussichten im Leben zerstören, wenn ich mich als Mrs. Courtlands Freundin aufspielte, hat es mich geärgert. Meinen Entschluß konnte es natürlich nicht ändern."

„Und wann werden Sie zurückkommen?" fragte er plötzlich.

„Das kann ich noch nicht genau sagen. Es hängt davon ab, ob ich dort von Nutzen bin. Ist dies der Fall, so kehre ich erst kurz vor unserer Abreise nach London zurück."

„Und bald darauf werden meine Pflichten hier ihr Ende erreicht haben."

„Wann werden Sie gehen? . . . Ich hoffe doch, Sie bleiben in London?"

„Ja. Ich hoffe dort irgend eine Beschäftigung zu finden. Wenn es nicht anders ist, werde ich für Zeitungen schreiben."

„Man wird Sie hier im Hause sehr vermissen," sagte Katharine leise.

In diesem Augenblick trat Sir Norman ein und gleich darauf erschallte die Tischglocke. Katharine und Holroyd sprachen sich vor der Abreise der ersteren nach Brookwood nicht mehr allein.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In Brookwood angekommen, fand Katharine die junge Frau seit dem vorigen Tage wesentlich verändert. Sie hustete noch viel und sah sehr krank aus, aber die gestrige nervöse Aufregung war gänzlich verschwunden. Geflissentlich schien sie jedes ernstere Gespräch zu vermeiden, und Katharine fragte sich im Laufe des Tages mehr als einmal, ob sie nicht einen Mißgriff begangen hatte, als sie hierher gekommen war; denn zwischen ihr und der geschwätzigen, oberflächlichen kleinen Frau, für welche es, außer der letzten Mode und dem täglichen kleinen Gesellschaftsklatsch kein Interesse auf der Welt zu geben schien, war eine Verständigung oder ein engerer Zusammenhang kaum denkbar.

Am folgenden Morgen wehte ein kalter, schneidender Ostwind, aber die Sonne schien hell in das Frühstückszimmer, in welchem Katharine und Mrs. Courtland zusammentrafen. Die Augen der letzteren waren glänzender als je und die Röte ihrer Wangen hätte Katharine beinahe zu dem falschen Schlusse verführt, daß ihre Wirtin vollständig wieder hergestellt sei. Sie war unruhig und hustete viel, was sie aber keineswegs in dem Vorhaben störte, mit ihrer Ponyequipage zu dem Jagdrendezvous zu fahren, welches in der Nähe stattfinden sollte. Das junge Mädchen suchte ihr diese unvernünftige Absicht auszureden und glaubte ihren Zweck auch fast erreicht zu haben, als die Posttasche eintraf. Sie enthielt Briefe für Mrs. Courtland und eine Zuschrift an Miß Johnstone, welche dieser Nachrichten von Wichtigkeit brachte und ihre Gedanken ernstlich beschäftigt haben würde, wenn nicht Mrs. Courtland, nachdem sie einen ihrer Briefe erbrochen und durchflogen, plötzlich vom Tische aufgesprungen wäre und mit bebender Stimme ausgerufen hätte: „Nein, ich kann nicht daheim bleiben! Die Ponies werden in einer Viertelstunde vorfahren. Wollen Sie mitkommen?“

„Sie werden bei diesem scharfen Ostwinde und erkältet, wie Sie sind, nicht so thöricht sein, auszufahren! Ich glaubte schon, Sie überzeugt zu haben, und . . .“

„Ich habe mich anders besonnen!“ rief Mrs. Courtland mit noch immer bebender Stimme. „Wenn Sie wüßten — ich brauche Luft — muß mich zerstreuen — kann nicht immer

hier sitzen und denken und denken! Es ist mir viel besser, wenn ich ausfahre."

Dabei verließ sie hastig das Zimmer. Die Veränderung in ihrem Ton und ganzen Wesen setzte Katharine in Erstaunen. Das junge Mädchen würde gern daheim geblieben sein, um sich mit dem Inhalt ihres Briefes zu beschäftigen; aber sie konnte sich nicht weigern, Mrs. Courtland zu begleiten, schon weil sie hoffte, die Kranke zu einer schnelleren Rückkehr zu bestimmen, und so eilte auch sie aus dem Zimmer, um sich anzukleiden. Auf der Schwelle fand sie ein Briefcouvert, welches Mrs. Courtland entfallen war. Sie hob es auf. Die Adresse war von Roger Davenports Hand geschrieben.

Eine Viertelstunde später fuhr die Ponyequipage in den kalten Ostwind hinaus. Beide Insassinnen lehnten stumm, jede mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, in den beiden Ecken des Wagens, bis sie den Sammelplatz erreichten. Hier sahen sie sich sogleich von der jungen Männerwelt umringt, und Mrs. Courtland lachte und plauderte in der lebhaftesten Weise, während sie die wenigen anwesenden Damen, die sich in der Ferne hielten, mit herausforderndem Kopfnicken begrüßte.

„Bitte, lassen Sie uns heimkehren," bat Katharine nach einer Weile. „Sie haben fortwährend gehustet, und ich selbst fühle mich kalt durch und durch."

Mrs. Courtland lenkte ihr Gefährt heimwärts, und nach etwa drei Viertelstunden fuhren sie wieder unter den Portikus von Brookwood ein.

Katharine begab sich sogleich in ihr eigenes Zimmer und nahm den Brief, welchen sie heute Morgen erhalten hatte, nochmals zur Hand. Er war von ihrem Advokaten in London und enthielt die Mitteilung, daß Mr. Bragget wegen des in Ländereien und Hausgrundstücken in Australien angelegten Vermögens seiner Klientin in ernstlicher Sorge sei und daß er, wenn nicht auf Schlimmeres, so doch aus allen Anzeichen auf grobe Mißgriffe in der Verwaltung schließen müsse. Die Auskunft, welche Mr. Grogan auf wiederholtes Anfragen gegeben, waren völlig ungenügend, und ohne den Mann verdächtigen zu wollen, hielt der Schreiber es für durchaus notwendig, daß genaue Erkundigungen an Ort und Stelle eingezogen würden. Wie und durch wen dies geschehen sollte, konnte nur Miß Johnstone selbst bestimmen. Wollte sie aber vorläufig einen Freund, auf dessen Urteil sie sich verlassen

konnte, zu ihm schicken, so war Mr. Bragget gern bereit, die Angelegenheit in allen Punkten mit ihm durchzugehen und zu beraten.

Katharine dachte lange und ernstlich nach. Den Verdacht gegen Grogan wies sie zwar ohne weiteres zurück, aber sie fühlte, daß es für ihn, wie für sie selbst das Beste sein würde, die Lage der Unternehmungen, die er leitete, einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Desto unklarer war sie über das wie und durch wen. Sie selbst war keineswegs imstande, in so verwickelte Geschäfte einen klaren Einblick zu gewinnen, und einen zuverlässigen Freund, welchen sie damit beauftragen konnte, hatte sie weder diesseits noch jenseits des Oceans. Und doch, zwei Menschen gab es, die ihr befreundet genug waren, um die Sachen mit ihnen zu beraten: Mr. Holroyd und Lady Davenport; und wenige Augenblicke, nachdem ihr der Gedanke gekommen, schrieb sie einige Zeilen, um sich morgen für einen kurzen Besuch in Davenport anzukündigen.

Mrs. Courtland blieb an diesem Nachmittag lange mit Schreiben beschäftigt in ihrem Boudoir; aber als sie später wieder mit Katharine zusammentraf, bemerkte letztere sogleich, wie sehr die kalte Fahrt ihr geschadet hatte. Sie hustete fast unaufhörlich und atmete schwer, wies aber den Vorschlag, nach dem Kreisphysikus zu schicken, lachend ab. Sie war, wie sie sagte, an schlimmere Husten gewöhnt, wußte, wie sie sich zu behandeln hatte, und glaubte nicht an Doktor und Apotheker.

„Das Klima hier ist in dieser Jahreszeit zu kalt für Sie," sagte Katharine. „Sie sollten zum Frühjahr nach dem südlichen Frankreich gehen."

„Das thue ich vielleicht auch," murmelte Mrs. Courtland mit rauher, heiserer Stimme.

Katharine rückte sich einen Schemel an das Sofa, auf welchem die junge Frau mit abgewendetem Gesicht lag, und ergriff eine ihrer trockenen, fieberheißen Hände.

„Wo ist Mr. Courtland?" fragte sie.

„In Hamburg oder sonstwo."

„Und wann erwarten Sie seine Rückkehr?"

„Ich weiß nicht. Er schickt seiner Ankunft gewöhnlich ein Telegramm voraus. Briefe bekomme ich nur selten von ihm."

„Und wessen Schuld ist das? Gewiß nicht allein die seinige. Warum schreiben Sie ihm nicht, um ihm mitzuteilen, daß Sie unwohl sind, und ihn zu bitten, daß er heimkehren und mit Ihnen nach dem Süden gehen möge?"

Mrs. Courtland schüttelte den Kopf. „Um miteinander zu reisen, müssen Menschen sich gegenseitig lieb haben," sagte sie. „Er würde sich schrecklich langweilen und ich mich auch."

„Aber er ist Ihr Gatte, der Vater Ihrer Kinder, und wenn Mr. Courtland sich mit Ihnen langweilt, kann es nur sein, weil Sie sich keine Mühe geben, sich ihm angenehm zu machen, wie Sie es doch andern gegenüber thun."

„Er hätte sich nie verheiraten oder seine Großmutter nehmen sollen," rief Mrs. Courtland gereizt.

„Bitte, hören Sie mich an, Mrs. Courtland."

„Nennen Sie mich Lizzi, wollen Sie?"

„Gut denn, Lizzi, hören Sie mich an. Es kommt mir vor, als schleuderten Sie die Möglichkeiten eines bescheidenen Glückes, das heißt eines Glückes, das aus dem Bewußtsein erfüllter Pflichten entspringt, mit eigener Hand und Absicht von sich. Mr. Courtland mag nicht das Ideal eines Ehemannes sein, aber er ist gütig gegen Sie und läßt Ihnen nur zu viel eigenen Willen. Außerdem ist er ein kluger Mann und genießt allgemeine Achtung. Und was ist Ihre Gegengabe für alles das? Sie behandeln ihn kalt, wenn er daheim ist, und schreiben ihm nicht, wenn er sich auf seinen Geschäftsreisen befindet, während Sie sich andern gegenüber keineswegs kalt zeigen, mit andern Briefe wechseln und diese andern fortwährend mit Ihrem Manne vergleichen. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie alles das enden soll?"

Mrs. Courtland schwieg einige Minuten, dann richtete sie sich auf und nahm Katharines Hände in die ihrigen:

„Ich bin sehr unglücklich," sagte sie. „Beurteilen Sie mich nicht zu hart. Ich sehe die Gefahr wohl und weiß, daß ich einem Strudel zutreibe, der mich verschlingen wird; aber ich habe nicht die Kraft, zu widerstehen. Sie wissen nicht und werden hoffentlich nie erfahren, was es heißt, von so engen Banden umstrickt zu sein, daß Sie nur noch durch einen andern Willen, als Ihren eigenen zu fühlen und zu denken vermögen."

„Und können Sie einen Mann, den Sie doch verachten müssen, wirklich bis zu diesem Grade der Willenlosigkeit lieben?"

Das arme schöne Geschöpf auf dem Sofa verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte leidenschaftlich. Das

war die ganze, aber nur zu beredte Antwort, welche Katharine empfing.

Das junge Mädchen brachte einen Teil der Nacht an dem Bett der fieberhaft erregten Freundin zu, und erst als diese, halb durch Katharines Gegenwart und sanfte Worte beruhigt, halb aus Erschöpfung, in einen sanften Schlummer fiel, suchte sie ihr eigenes Lager auf.

Am folgenden Morgen schien Mrs. Courtland heiterer und wohler als gestern. Sie hustete noch immer stark, versprach aber, den Arzt rufen zu lassen, und Katharine sah keinen Grund, der ihre Besorgnis hätte steigern und sie abhalten können, die junge Frau einige Stunden allein zu lassen. So saß sie denn gegen Mittag wirklich in Lady Davenports Zimmer zwischen ihren beiden Freunden und las ihnen den Brief vor, welchen sie am Tage vorher empfangen hatte.

„Und nun raten Sie mir, was ich thun soll," sagte sie, indem sie das Papier zusammenfaltete. „Ich kenne Mr. Bragget erst, seitdem ich in England bin. Man nennt ihn sehr klug, und es ist sicher, daß er in meine verwickelten Angelegenheiten schnell einen Einblick gewonnen hat; aber ich möchte doch nicht ihm allein die Sache überlassen. Er denkt, ich verstände selbst etwas von Geschäften, aber das ist ein Irrtum. Ich habe, als ich nach England ging, alle Anordnungen Mr. Grogan überlassen, habe mich selbst um gar nichts gekümmert und damit vielleicht sehr unrecht gehandelt, denn Mr. Grogan hatte zu viel zu thun, und . . ."

„Meine Meinung ist," sagte Holroyd, „daß man sich sofort die genaueste Kenntnis aller Einzelheiten verschaffen müßte, um beurteilen zu können, ob es geratener wäre, sogleich einen Bevollmächtigten nach Melbourne zu schicken oder noch weitere Auskunft von dort zu erwarten. Jedenfalls ist aber in der Angelegenheit nicht eine Stunde Zeit zu verlieren."

„Haben Sie denn keinen Verwandten oder Freund in London, einen Mann mit klarem Kopfe und ruhiger Einsicht, den Sie zu Ihrem Advokaten schicken könnten?" fragte Lady Davenport.

Katharine schüttelte den Kopf.

Holroyd sah ernsthaft aus, wie immer; aber vielleicht lag doch ein verhaltenes Lächeln um seine Mundwinkel, als er nach kurzer Pause langsam fortfuhr:

„Gibt es denn keinen Menschen, dem Sie unbedingtes Vertrauen schenken, Miß Johnstone?"

„Wenn Sie in der Lage wären und sich der Mühe unterziehen wollten," sagte Katharine, indem sie fühlte, daß ihr das Blut in die Wangen stieg. „Ihnen würde ich volles Vertrauen schenken und Ihnen sehr dankbar sein, Mr. Holroyd. Aber Sie sind durch Ihre Pflichten hier in Anspruch genommen und es ist natürlich nicht daran zu denken."

„Ich nehme dies Vertrauensvotum in Mr. Holroyds Namen an," fiel Lady Davenport lächelnd ein. „Ich bin sehr damit einverstanden, wenn er auf einen oder zwei Tage in Ihren Angelegenheiten nach London geht. Was sagen Sie selbst dazu, Mr. Holroyd?"

„Ich werde noch heute an Mr. Bragget schreiben und meinen Besuch auf morgen ankündigen."

„Wie gütig von Ihnen!" rief Katharine. „Die Sache hat mich sehr unangenehm beschäftigt, nicht sowohl um des Geldes willen, das auf dem Spiele steht, sondern weil ich fühle, daß ich den Willen und Wünschen meines Vaters, mich um meine Angelegenheiten selbst zu kümmern, nicht nachgekommen bin." Dann versuchte sie ihren beiden Freunden, indem sie die von ihnen gestellten Fragen beantwortete, einen genaueren Einblick in ihr Verhältnis zu Mr. Grogan und in die weitverzweigten und verschiedenartigen Unternehmungen ihres Vaters zu vermitteln, und dies schien ihr auch so ziemlich gelungen, als sie sich nach einer Stunde erhob, um Lady Davenport lebewohl zu sagen.

„Ich fühle mich fast bedrückt von dem Gedanken, wie oft ich Ihre Güte schon in Anspruch genommen habe," sagte sie, als sie Mr. Holroyd dankend die Hand reichte.

„Bitte, sprechen Sie nicht davon," entgegnete er. „Der Gedanke, daß ich Ihnen vielleicht nützlich zu sein vermag und daß Sie mehr Vertrauen zu mir haben als zu andern, die Sie mit Schmeicheleien überhäuften, ist mir Belohnung genug. Glauben Sie nur," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „daß ich, dem jetzt ziemlich selten ein Glück zu teil wird, keine größere Freude kenne als die, Ihnen zu dienen."

Dabei umschlangen seine Finger mit warmem Druck ihre Hand. Dann wendete er sich ab, während sie mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen in ihren Phaeton sprang und davonfuhr. Gewiß, sie konnte ihn nicht mißverstanden haben, und doch war ihr bis jetzt nie der Gedanke gekommen, er könne ihr ein tiefes, echtes Gefühl widmen, wie seine Worte anzudeuten schienen. Daß er seine anfängliche

Abneigung besiegt hatte, wie sie die ihrige, daß er an ihrem Wohl und Wehe teilnahm und ihr eine ehrliche, immer wachsende Freundschaft entgegenbrachte, wußte sie seit den letzten Wochen, obgleich er ihr das nicht besonders beteuert hatte. Aber gerade seine sonstige Zurückhaltung gab seinen Abschiedsworten ein doppeltes Gewicht. Um ihrer selbst willen geliebt zu werden, von einem Manne geliebt zu werden, den sie achten und vor dem sie sich in jeder Beziehung beugen konnte, das war ihr erster und höchster Wunsch gewesen. Dann war jene Durchgangsperiode gekommen, an die sie nicht ohne Scham zurückdenken konnte, wo ein junger Antinous mit marmornem Antlitz sie bezaubert hatte, wo sie der Augenlust erlegen war, ohne zu fragen, ob die schöne Statue, die sie anbetete, die eines Gottes oder eines Teufels sei. Sie war der Gefahr entgangen, hauptsächlich wohl durch die Berührung mit Holroyd und den Vergleich zwischen den beiden Männern, der sich ihr unwillkürlich aufgedrängt. Sie erkannte jetzt, wie die nach und nach reifende Schätzung Holroyds, die anfängliche, bald in Bewunderung und Vertrauen übergehende Scheu vor ihm mehr denn alles andere dazu beigetragen hatte, ihr über die Natur des Gefühls für Roger Davenport die Augen zu öffnen. Sie war einem Charakter begegnet, dessen vornehme Großzügigkeit einen vollständigen Gegensatz zu dem Wesen Rogers bildete, und ihr klarer Verstand hatte sie bald das Gleichgewicht wiederfinden lassen.

Das alles war binnen wenigen Tagen geschehen, und bis diesen Nachmittag war sie noch in Unwissenheit oder wenigstens halber Unwissenheit über die Veränderung gewesen, die mit ihr vorgegangen. Die Dinge, nach denen sie in den letzten zwei Jahren gehungert und gedürstet und die sie nun genoß, erschienen ihr plötzlich nicht mehr als die höchsten und wünschenswertesten. Philipp Holroyd hatte ihr die Augen über den Wert vieler dieser gewöhnlich erstrebten Dinge geöffnet und ihr dagegen zur Erkenntnis der ganzen Würde treuer, selbstloser Pflichterfüllung verholfen. Von einem solchen Manne geliebt, von seiner festen Hand durchs Leben geführt zu werden und ihm dafür zu Füßen legen zu dürfen, was sie an irdischen Gütern besaß, erschien ihr jetzt als das höchste mögliche Glück. Allerdings kannte sie seinen Stolz und seine Verachtung für die Glücksritter, welche auf ihren Reichtum spekulierten; aber wenn er sie

wirklich liebte, konnte dann ihr Vermögen ein unübersteigliches Hindernis zwischen ihnen sein?

Mit diesen Gedanken beschäftigt, hatte Katharine auf der Fahrt nach Brookwood Mrs. Courtland fast vergessen, und erst als sie unter dem Portikus des Hauses aus dem Wagen sprang, wurde sie sich dessen, nicht ohne einen leisen Gewissensbiß, bewußt.

„Wie geht es Mrs. Courtland?" fragte sie den herbeikommenden Diener.

„Ich fürchte, nicht gut," entgegnete der Mann.

Katharine eilte ohne weitere Fragen die Treppe hinauf und trat leise in Mrs. Courtlands Schlafzimmer. Zwei oder drei Dienerinnen umstanden das Bett, auf welchem die junge Frau, die blauen Augen weit offen, blaß und still hingestreckt lag. Sie hatte, wie Katharine bald erfuhr, einen heftigen Blutsturz gehabt. Während sie im Begriff gewesen, ihrem Kammermädchen einen eben geschriebenen Brief zur Bestellung zu übergeben, war ein starker Hustenanfall eingetreten, dem ein Blutstrom folgte. Der Brief lag noch auf dem Tische und Katharine erriet ohne großes Nachdenken, daß er an Roger gerichtet war.

Erschrocken trat das junge Mädchen an das Bett und legte ihre Hand auf die fieberheiße Stirn der Kranken. Lizzi Courtland versuchte zu sprechen, Katharine schloß ihr den Mund; da sie aber eine verzweifelte Bitte in den großen blauen Augen las, beugte sie sich tief auf das Kissen nieder und stahl ihr die leise geflüsterten Worte von den Lippen:

„Halten Sie den Brief nicht zurück . . . ich habe gethan, was Sie mir rieten . . . habe ihm lebewohl gesagt."

Katharine küßte sie sanft. „Sie werden jetzt zufriedener werden," sagte sie. „Aber nun quälen Sie sich auch nicht mehr; suchen Sie sich ganz still und ruhig zu halten, darauf kommt jetzt alles an."

Nachdem die Kranke die Augen geschlossen, setzte das junge Mädchen ein an einen berühmten Arzt in London gerichtetes Telegramm auf und nahm dann wieder Platz neben dem Lager der jungen Frau, an welchem sie die Nacht durchwachte und ängstlich die Stunden bis zum ersten Morgenzuge zählte, der, wie sie hoffte, den Arzt bringen sollte.

Diese Erwartung erfüllte sich. Der Doktor kam mit dem ersten Zuge. Er war ein ruhiger, vertrauenerweckender

Mann mit klar blickendem Auge, der die Kranke aufs sorgfältigste untersuchte und dann Katharine winkte, mit ihr in das Nebenzimmer zu treten.

„Leider kann ich für Ihre Freundin wenig oder nichts thun," sagte er. „Aerztliche Hilfe kommt hier zu spät."

Katharine fühlte sich wie vom Blitz getroffen. „Ist gar keine Hoffnung mehr?" fragte sie beinahe mechanisch.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Gesund kann sie nicht wieder werden, und alles, was man zu thun vermag, ist, sie hinzuhalten und Mr. Courtland zu telegraphieren, daß er sofort heimkehrt, wenn er seine Frau noch lebend antreffen will."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Tage erhielt Katharine ein Telegramm aus Berlin. Mr. Courtland hoffte, Mittwoch abend oder Donnerstag früh daheim zu sein. Jedenfalls sollte man Mittwoch den Wagen zum letzten Zuge nach der Bahnstation schicken.

Inzwischen schlichen die Stunden langsam dahin. Katharine war drei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen und fühlte sich Mittwoch abend sehr ermüdet. Aber auch die Dienerinnen waren erschöpft und Katharine schickte sie früh zu Bett, um jetzt allein bei der Kranken zu bleiben und sich später von ihnen ablösen zu lassen.

Es hatte bereits Zwölf geschlagen. Katharine saß in einem bequemen Armstuhle zwischen dem Kaminfeuer und dem Bett, auf welchem Mrs. Courtland regungslos lag, so regungslos, daß man nur, wenn man sich über das bleiche, von den dunkeln Wimpern beschattete Gesicht beugte, die schwachen Atemzüge vernahm, welche bezeugten, daß diese Ruhe nicht bereits die des Todes war.

Das junge Mädchen hatte sich in der letzten Stunde zwei- oder dreimal an das Lager geschlichen, sich überzeugt, daß die Kranke noch ruhig schlief und sich wieder niedergesetzt. Dann war auch ihr der Kopf schwer geworden und sie versank in einen unbehaglichen Schlummer, der, obgleich

er wie gesunder Schlaf aussah, ihr doch kaum das Bewußtsein der angstvollen Situation raubte.

Hätte sie eine Viertelstunde länger gewacht, so würde sie das leise Knarren einer Gartenthür dicht unter dem Fenster, die man vorsichtig öffnete und wieder schloß, vernommen haben, sowie die leichten Fußtritte eines Menschen, der die nach dem Schlafzimmer führende Wendeltreppe heraufkam. Vom Halbschlummer befangen, sprang sie erst auf die Füße, als die Thür des Gemaches sich in den Angeln drehte und ein Mann, den sie in dem Dämmerlicht des Raumes nicht zu erkennen vermochte, in der Oeffnung erschien. In der Ueberzeugung, Mr. Courtland vor sich zu haben, trat sie einen Schritt vorwärts, blieb aber im nächsten Augenblicke wie angewurzelt stehen. — Sie hatte Roger Davenport erkannt.

„Wie können Sie wagen, gewaltsam hier einzudringen?“ flüsterte sie endlich, nachdem sie ihm einige Augenblicke wie erstarrt gegenübergestanden.

„Gewaltsam bin ich nicht eingedrungen,“ entgegnete er, einen Schlüssel in die Höhe haltend.

„Wissen Sie nicht . . .“

„Daß sie krank ist? Ja. Gerade deshalb bin ich hier.“

„Sie ist dem Tode nahe. Haben Sie ihren Brief nicht erhalten? Hier ist kein Platz für Sie. Mr. Courtland kann jeden Augenblick eintreffen.“

Statt aller Antwort trat der junge Mann dem Bette näher. Das Gesicht der dort ruhenden Gestalt war durch die Gardine beschattet und er schob dieselbe leise zurück, um das volle Lampenlicht über das Kissen fallen zu lassen, auf welchem der schöne Kinderkopf ruhte. Plötzlich fuhr er zurück. Auf diesen wachsbleichen Zügen lag ein Frieden, wie er ihn nie zuvor gesehen, ein Frieden, der feierlicher war als der des Schlafes.

Auch Katharine nahm sogleich die Veränderung wahr. Mit einem Schrei sprang sie vorwärts und beugte sich über das Lager. Ja, es war wirklich so. Während sie eine Viertelstunde geschlummert, hatte die arme, müde Seele ohne Kampf die schwachen Bande gelöst, die sie an den Körper fesselten!

Das junge Mädchen sank vor dem Bette auf die Kniee und brach in Thränen aus.

Roger gab keinen Laut von sich. Als sich Katharine erhob, sah sie, daß er, sein Gesicht mit den Händen bedeckend,

an der Wand lehnte. Ein konvulsivisches Zittern überlief ein- oder zweimal die Gestalt; das einzige Zeichen, daß der Schlag ihn, wenigstens im Augenblicke, tief getroffen.

Das junge Mädchen ließ ihn eine Weile ruhig gewähren. Dann sagte sie leise: „Mr. Davenport, Sie müssen fort. Sie dürfen das Unrecht, das Sie hier begangen und das vielleicht nur mir in seinem vollen Umfange bekannt ist, nicht noch vergrößern. Möge Gott es Ihnen vergeben!"

Roger hob den Kopf. Sein Antlitz sah weiß aus wie Marmor. Seine sonst so glatten Brauen waren zusammengezogen und die weit offenen blauen Augen hatten einen wilden Blick. Ohne eine Silbe zu erwidern, drehte er sich um und ging aus dem Zimmer.

Katharine hörte, wie er die Treppe hinabstieg und die Gartenthür öffnete und wieder schloß; dann kniete sie von neuem am Bett nieder, um zu beten.

* * *

Als am andern Tage Mr. Courtland eingetroffen war, kehrte Katharine sogleich nach Davenport zurück, um ihr Zimmer mehrere Tage nicht zu verlassen. Die Gemütsbewegungen und Anstrengungen der letzten Tage machten sich, obwohl sie von Haus aus eine starke Natur war, geltend. Sie fühlte sich tief erschöpft und der Ruhe bedürftig. Lady Davenport besuchte sie in ihrem Zimmer und brachte, auf Verlangen des jungen Mädchens, am zweiten Tage auch Mr. Holroyd mit, der ihr Bericht über seine Unterredung mit Mr. Bragget abstatten wollte.

Katharine hielt ihm, ohne sich von ihrer Chaiselongue zu erheben, stumm die Hand entgegen, deren Druck er warm erwiderte. Dann stellte er sich mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer und begann seine Mitteilung.

„Ich hatte mit Mr. Bragget eine mehrstündige Unterredung," sagte er. „Vor allem ließ ich mir aber Mr. Grogans Briefe und Berechnungen vorlegen und kam bald zu der Ueberzeugung, daß hier nicht alles in Ordnung ist. Da haben Sie einige Auszüge, die ich gemacht habe, um Ihnen ein deutliches Bild der Sachlage zu verschaffen," fuhr er fort, indem er mehrere Papiere aus der Tasche zog und ihr dann die Ziffern, die sie enthielten, auf das übersichtlichste erklärte.

„Ich bin fest überzeugt, Mr. Grogan würde über alle diese dunkeln Stellen genügende Auskunft geben, wenn man mit ihm sprechen könnte," entgegnete Katharine in unerschütterlichem Vertrauen auf die Ehrlichkeit ihres Geschäftsführers, nachdem sie die Papiere durchgesehen.

„Das bringt mich gerade auf den Punkt, über den Sie nachdenken und sich in den nächsten Tagen entscheiden müssen," fuhr Mr. Holroyd fort. „Ende des Monats geht ein Schiff nach Australien. Sie werden, darüber bin ich mit Mr. Bragget ganz einer Meinung, irgend einen Bevollmächtigten nach Melbourne schicken müssen, um die Angelegenheit persönlich mit Mr. Grogan zu ordnen."

„Aber wen sollte ich schicken? Hat Mr. Bragget jemand vorgeschlagen?"

„Nein. Er meinte nur, es müsse jemand sein, auf den sie sich vollständig verlassen könnten. Ein Advokat wäre nicht nötig, nur ein Mann von klarem Verstand, der zugleich ein tüchtiger Rechner wäre und sich nicht so leicht ein X für ein U machen ließe."

„Ich kenne keinen solchen Mann."

Hier trat eine kleine Pause in dem Gespräch ein. Lady Davenport hustete; Holroyd wechselte das Standbein und sagte dann so ruhig, als ob es sich um ein ganz alltägliches Anerbieten handle:

„Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken, Miß Johnstone? Lady Davenport und ich haben die Sache bereits besprochen. Malcolm geht in den nächsten Tagen nach Deutschland und ich bin frei und imstande, Ihnen zu dienen, wenn Sie meine Dienste annehmen."

Katharine wurde blaß und rot; aber sie vermochte kein Wort zu erwidern.

„Ich glaube, Sie können sich glücklich schätzen, einen solchen Agenten gefunden zu haben, liebes Kind," sagte Lady Davenport.

„Gewiß. Niemand kann mehr als ich davon überzeugt sein. — Sie sehen mich tief gerührt — aber — ich muß das überlegen," stotterte Katharine.

Holroyd, der während dieser verwirrten Rede im Zimmer auf und nieder gegangen war, blieb stehen.

„Ueberlegen Sie sich die Sache, Miß Johnstone, und lassen Sie mich rufen, wenn sie zu einem festen Entschlusse gekommen sind," sagte er. „Aber betrachten Sie mein An-

erbieten nicht etwa als ein großes Opfer. Ich gebe, wenn ich für einige Monate nach Melbourne gehe, hier nichts auf, und die Seereise wird mir nur Vergnügen machen ... Ich hoffe, Sie erlauben mir, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen." Damit schüttelte er Katharine die Hand und verließ das Zimmer.

Nachdem er fort war, erhob sich Katharine und trat auf Lady Davenport zu. Sie war offenbar tief erregt. Die Hand, mit der sie sich auf den Tisch stützte, zitterte, und als sie sprach, klang ihre Stimme heiser und unsicher.

„Sie kennen ihn so gut; sagen Sie mir, ob es mehr ist als seine Ritterlichkeit, die Mr. Holroyd bestimmt, mir dies Anerbieten zu machen?" fragte sie. „Täusche ich mich selbst oder wäre es wirklich möglich, daß er ein wärmeres Interesse für mich hegte?"

Lady Davenport geriet selten in Verwirrung. Sie hatte sich zu gut geschult und besaß zu viel Selbstbeherrschung, um wegen einer Antwort in Verlegenheit zu kommen; aber diese unerwartete Frage brachte ihre Wahrheitsliebe und die Diskretion, welche sie Holroyd schuldete, in Konflikt. Er hatte sie nicht zu seiner Vertrauten gemacht; aber während der letzten, langen Gespräche über die Angelegenheiten des jungen Mädchens hatte ihr sein Herzenszustand nicht verborgen bleiben können, und die Entdeckung war ihr sehr schmerzlich gewesen. Wie konnte sie glauben, daß das junge Mädchen, welches mit solcher Entschlossenheit darauf ausgegangen, eine höhere sociale Stellung zu gewinnen, welches, obgleich von Natur warmherzig und großzügig, dennoch nach der Freude der Welt, nach allem, was glänzend und heiter war, so eifrig trachtete, jemals einwilligen würde, ihr Schicksal an das eines Mannes zu ketten, der ihr von all den Vorteilen, die sie anscheinend am meisten schätzte, nicht einen einzigen zu bieten hatte? Daß Katharine ihn hochachtete und in gewisser Weise gern mit ihm verkehrte, wußte Lady Davenport; aber sie wußte auch, daß das Mädchen keine Kokette war, der es etwa Vergnügen machte, Hoffnungen zu erregen, die sie nicht erfüllen wollte oder konnte. Und da Holroyd sein Geheimnis so sorgfältig wahrte, war sie, Lady Davenport, seine Freundin, berechtigt, dasselbe preiszugeben? Noch dazu in diesem Falle, wo der Verrat Katharine veranlassen konnte, seine wertvolle Hilfe zurückzuweisen.

„Ich weiß mit Bestimmtheit nur, daß Mr. Holroyd den

eifrigen Wunsch hat, Ihnen zu dienen, und daß er Sie, welcher Art seine Gefühle auch immer sein mögen, gewiß nie mit einem Geständnis derselben belästigen wird," sagte sie endlich. „Er ist ein viel zu edler Mensch, um zu glauben, daß er durch den Dienst, welchen er Ihnen erweist, irgend ein Anrecht an Sie erwirbt. Mr. Holroyd ist überhaupt einer der uneigennützigsten Menschen, die ich kenne."

„Sie wollen damit sagen, daß er mich nie um meines Geldes willen suchen würde und daß Sie an der Möglichkeit zweifeln, er könne durch ein anderes Gefühl zu mir geführt werden?"

„Verfallen Sie nicht in den Irrtum so vieler reicher Mädchen, welche glauben, daß keiner sie um ihrer selbst zu lieben vermöge," entgegnete Lady Davenport, die sich in die Enge getrieben sah. „Mr. Holroyd nimmt, dessen bin ich sicher, ein tiefes Interesse an Ihnen; aber er fühlt ohne Zweifel, daß zwischen seiner und Ihrer Stellung eine zu tiefe Kluft liegt, als daß es ihm gelingen sollte, Ihre Liebe und Zuneigung zu gewinnen. Er steht im Begriff, Ihnen einen großen Dienst zu leisten; aber derselbe führt ihn für eine Zeit ins Ausland, und sie können ihn deshalb mit gutem Gewissen und ohne die Befürchtung annehmen, Mr. Holroyd werde daraus falsche Schlüsse ziehen und sich irgend welcher Täuschung hingeben."

Katharine seufzte tief auf.

„Sie glauben also," fuhr sie ein wenig zögernd fort, „er hätte mich lieb und nur mein unglücklicher Reichtum hielte ihn ab, mir dies Geständnis zu machen? Wäre ich dann nicht sehr zu beklagen? Würde es in diesem Falle nicht viel besser für mich sein, mein Hab und Gut in Melbourne zu verlieren und dafür die Gewißheit zu gewinnen, daß ein solcher Mann mir in Liebe zugethan ist, vorausgesetzt natürlich, daß ich ihn lieb genug hätte, um ihn zu heiraten."

Lady Davenports bleiches Gesicht wurde vor Ueberraschung noch bleicher.

„Haben Sie bedacht, welche Opfer eine solche Heirat Ihnen auferlegen würde," gab sie zur Antwort, indem sie sanft die Hand des jungen Mädchens ergriff. „Mr. Holroyd ist siebzehn Jahre älter als Sie, und seine Gewohnheiten, alle seine Ansichten, die Dinge, an denen er Vergnügen findet, sind so ganz anderer Art ..."

„Ich danke Ihnen; ich will mir alles das überlegen," fiel Katharine hastig ein. „Jetzt weiter darüber zu sprechen, würde zu nichts führen, denn ich würde schwerlich imstande sein, meine Empfindungen zu erklären, und kein Mensch vermöchte mir in der Sache Rat zu geben. Nur ich selbst kann über die Frage entscheiden."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Noch zwei Tage vergingen, ohne daß Katharine unten in den Familienwohnräumen erschien oder Mr. Holroyd zu sich rufen ließ. Erst am Montag, nachdem Mrs. Courtlands Begräbnis vorüber war, fand sie sich wieder beim Frühstück ein.

„Ich gehe in den Wintergarten; wollen Sie mir nachkommen?" fragte sie Holroyd mit leiser Stimme, als sie nach der Mahlzeit das Zimmer verließ, und kaum hatte das junge Mädchen in einer Nische des vernachlässigten Raumes, der diesen Namen führte, Platz genommen, als der Erwartete eintrat.

„Haben Sie sich entschlossen, meinen Beistand anzunehmen?" fragte er, mit seinen ruhigen, klaren Augen zu ihr niederblickend. „Sie glauben nicht, in welcher Unruhe ich diese beiden letzten Tage Ihrer Entscheidung entgegengesehen habe."

„Ich danke Ihnen für diese Worte. Sie geben mir den Mut, zu sagen, was ich sagen möchte und was auszudrücken doch so schwer ist."

„Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin, ich hoffe, Ihnen das bewiesen zu haben," entgegnete er mit gedämpfter Stimme, „und zu einem Freunde kann man offen und ohne Furcht vor Mißverständnissen sprechen."

„Was ich Ihnen zu sagen wünsche, ist folgendes: Der Dienst, den Sie mir leisten wollen, läßt sich von zwei Seiten betrachten; erstens als reine Geschäftssache" — hier machte Holroyd eine abwehrende Handbewegung — „und von diesem

Standpunkte wollen Sie selbst, wie ich weiß, die Angelegenheit nicht beurteilt sehen, oder zweitens als eine Verpflichtung, die ich mir, wie wir zu einander stehen, nicht wohl aufbürden dürfte. Wir kennen uns, obwohl wir drei Monate unter demselben Dache gelebt haben, doch erst seit wenigen Wochen genauer. Ich war Ihnen, wie wir beide wissen, anfänglich mehr unangenehm als angenehm, und" — fuhr sie hastiger und mit geröteten Wangen fort — „so muß ich, ehe ich einen solchen großen Dienst von Ihnen annehme, doch erst fragen, mit welchen Empfindungen Sie mir jetzt gegenüberstehen? Sie haben sich mir in den letzten Wochen sehr gütig und hilfreich gezeigt und haben an meinem Wohl und Wehe ein Interesse genommen, das ich — vielleicht falsch verstand. Wenn dem so ist, bitte ich Sie, mich jetzt darüber aufzuklären. Wenn Sie sich durch keine stärkere Empfindung als die der ritterlichen Pflicht des Mannes einem unbeschützten Mädchen gegenüber gedrungen fühlten, mir Ihren Beistand anzubieten, so kann ich dies Opfer nicht annehmen."

Eine Wolke glitt über das Antlitz Holroyds.

„Warum fragen Sie mich?" entgegnete er. „Was kümmern Sie meine Gefühle? Sie sollen weder Ihnen je lästig werden, noch sollen andere je davon erfahren. Es ist mir angenehm, etwas für Sie zu thun; können Sie sich nicht dabei beruhigen?"

„Nein, ich kann es nicht und will es nicht."

„Hören Sie mich an. Ist unsere Stellung zu einander wirklich keine solche, daß ich wagen dürfte, Ihnen meine Dienste ohne Furcht vor Mißverständnissen anzubieten? Sie sind eine junge Dame, welche voll Neugier, Enthusiasmus und Lebenslust in die Welt eintritt. Sie werden klugen, talentvollen Männern, Männern in hoher Stellung begegnen, welche Ihnen das, was sie zu geben haben, zu Füßen legen, und Sie werden unter ihnen Ihre Wahl treffen. Was bin ich dagegen? Ein hart arbeitender Mann von mittlerem Alter, ohne irgend welche hervorragende Begabung. Der Gedanke, Ihnen mehr sein zu wollen als ein Freund, wäre geradezu abgeschmackt. Die Verhältnisse haben uns zusammengeführt und Sie flößen mir das lebhafteste Interesse ein. Lassen Sie es sich nun gefallen, daß ich Ihnen einige Monate meines Lebens widme, mehr verlange ich nicht."

Katharine bebte am ganzen Körper und es schien ihr, als sollte der eigene Herzschlag sie ersticken.

„Und wenn ich Ihnen nun sagte," begann sie endlich, „daß der Gedanke, mir mehr sein zu wollen, mir gar nicht abgeschmackt vorkommt, würde Ihr Stolz dann noch immer ein Hindernis sein?"

„Es ist nicht mein Stolz, obgleich ich demselben vielleicht hin und wieder zu großen Einfluß einräume," entgegnete er langsam. „Wären Sie einige Jahre älter, hätten Sie etwas mehr von den Menschen und der Welt gesehen und dürfte ich mich überzeugt halten, Sie glücklich zu machen — mein Stolz sollte kein Hindernis sein und es wäre mir vollkommen gleichgültig, was die Leute dazu sagten. Aber so liegen die Dinge nicht. Sie kennen mich zu wenig, haben noch zu wenig von der Gesellschaft kennen gelernt, in welche einzutreten Sie so lebhaft wünschten, wissen selbst noch zu wenig, was Sie bedürfen, und besitzen ein warmes, großmütiges Herz. Es wäre verächtlich und gewissenlos, wenn ich alles dies, sowie das Vertrauen, welches Sie mir schenken, benutzte, um Ihnen den Glauben beizubringen, ich sei Ihrer würdiger als viele der jüngeren Männer, welche in anderer Hinsicht besser zu Ihnen passen. Nein, wie die Sachen stehen, bitte ich nur, lassen Sie mich Ihr Freund sein, gestatten Sie mir, Ihnen zu dienen. Darüber hinaus gehen meine Gedanken und Hoffnungen nicht."

Katharine stützte den Kopf in die Hand und zupfte, ohne die Augen zu erheben, an den Fransen ihres Kleides.

„Ich verstehe Sie," gab sie endlich zur Antwort. „Sie glauben, wenn ich bitte, meine Zukunft in Ihre Hände legen zu dürfen, so geschähe das, weil ich mein eigenes Herz und mein eigenes Wesen noch um kein Haar breit besser kenne als vor einigen Wochen, wo ich unter dem Zauber einer Persönlichkeit wie Roger Davenport stand. Aber Sie irren sich doch. Was ich für ihn empfand, hatte keine starke Wurzel und konnte nicht fortbestehen. Obgleich er mich eine Weile bestrickte, erkannte ich seine niedrige Gesinnung; nur versuchte ich eine Weile, ihn zu entschuldigen, versuchte eine Weile, mir einzureden, mein Einfluß könne ihn zu einem andern Menschen machen. Das war eine Thorheit! . . . Der Kampf Ihnen gegenüber war durchaus anderer Art. Sie waren mir rechtschaffen unangenehm; ich nannte Sie einen Bär und wer weiß, was sonst noch; aber ich zweifelte bei alledem keinen Augenblick an Ihrem Charakter und Ihrer Zuverlässigkeit und bewies Ihnen das, indem ich mich in jeder Verlegenheit an Sie

wandte. Dies Vertrauen ist nun immer größer, immer fester geworden, und meine Ihnen bekannte Starrköpfigkeit hat hin und wieder ihre guten Seiten. Habe ich einmal eine feste Ansicht gewonnen, so kann mich nichts davon abbringen. Mögen Sie nun nach Melbourne gehen, mögen Sie jahrelang abwesend sein, meine Ansicht über diesen Punkt wird sich nicht ändern."

Holroyd hätte kein Mensch sein müssen, um länger zu widerstehen. Er nahm Katharines Hand und preßte sie an seine Lippen; aber mehrere Augenblicke vergingen, ehe er zu sprechen vermochte. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr und alle seine verständigen Vorsätze zerstoben wie graue, blasse Nebelbilder vor dem rosigen Schimmer des Sonnenaufganges.

„Wenn dem so ist," sagte er mit halb verhaltener Stimme, „und wenn Sie nach Jahresfrist bei meiner Rückkehr aus Melbourne noch derselben Meinung sind, so soll nichts uns mehr trennen, nichts! Aber verstehen Sie mich recht, Katharine, Sie sind frei wie die Luft. Sie werden inzwischen ein gut Teil mehr von der Welt sehen und kennen lernen, eine Menge Männer werden sich Ihnen nähern, und es ist kaum anzunehmen, daß sich darunter nicht einer befinden sollte, der Ihnen beweist, wie sehr Sie im Irrtum waren, als Sie glaubten, ich sei der Mann, in dessen Hände Sie Ihr Schicksal, Ihre Zukunft am liebsten legten. Sollte dieser wahrscheinliche Fall eintreten, dann machen Sie sich keine Gedanken und Vorwürfe, sondern erinnern Sie sich, daß ich darauf vorbereitet bin, daß ich nichts erwarte."

„Gut," entgegnete das junge Mädchen, durch Thränen lächelnd. „Ich verspreche, mich, während Sie fort sind, nach Möglichkeit in der Welt umzusehen, um Ihnen zu beweisen, daß ich meine Wahl nicht mit geschlossenen Augen getroffen habe."

* * *

Holroyd segelte nach Melbourne ab. Katharine ging mit der Familie Davenport nach London und verbrachte hier sechs Monate, wie junge Damen die Saison zu verbringen pflegen. Sie ritt jeden Morgen mit Sir Norman in den Park, wo sich gewöhnlich mehrere ihrer Anbeter und Bewunderer zu ihnen gesellten. Am Nachmittag fuhr sie mit Lady Daven-

port aus, folgte einer Einladung zum Diner oder zu einer Abendgesellschaft und verlor keinen Augenblick Lebenslust und Heiterkeit. Ebensowenig schien sie mit ihren Gedanken abwesend. Im Gegenteil sprach sie viel, hörte noch eifriger zu und schien sich vortrefflich zu unterhalten; aber unter allen Menschen, die ihr begegneten, war nicht einer, dessen Bild, wenn sie allein war, auch nur für einen Augenblick die Erinnerung an den Mann verdrängt hätte, der für sie den Ocean überschiffte.

Holroyd füllte seine Briefe — in strengster Beobachtung einer Ehrenpflicht, wie er sie verstand — fast gänzlich mit Berichten über die Geschäfte, welche ihn nach Australien geführt hatten. Wie er von vornherein vermutet, erwies sich Mr. Grogan als ein Halunke, aber als ein so geriebener, daß es kaum möglich gewesen sein würde, ihn zu fassen, selbst wenn Katharine in die gerichtliche Verfolgung der Sache gewilligt hätte, was sie entschieden ablehnte. Sie wollte lieber einen Teil ihres Vermögens verlieren, als den Mann zu Grunde richten, welchem ihr Vater so unbegrenztes Vertrauen geschenkt hatte. Nur auf einem bestand Holroyd. Wenn man Grogan gestattete, das unehrlich Erworbene zu behalten, so mußte wenigstens jede Verbindung Katharines mit dem Geschäft gelöst und die sehr große Summe, mit der sie daran beteiligt war, ausgezahlt werden. Grogan wagte nicht, dies zu verweigern, obgleich die Bedingung sich in ihren Folgen als verderblich für das Geschäft erwies und Grogan die verdiente Strafe zuzog, indem sie die Firma Grogan und Comp. schon im nächsten Frühjahr zum Bankerott trieb.

Holroyd blieb, durch die sehr schwierige Ordnung der Angelegenheiten festgehalten, fast ein volles Jahr in Australien, ein Zeitraum, welchen Katharine anscheinend nur dem Vergnügen widmete.

Zu Ende der Saison fühlte sich Lady Davenport sehr angegriffen, und das junge Mädchen bestand darauf, dem Rate des Arztes zu folgen und mit ihr nach Homburg zu gehen. Sir Norman wurde dazu nicht eingeladen, denn ihm standen während des Herbstes eine Menge befreundeter Häuser auf dem Lande offen, und so genossen die beiden Frauen ihre dreimonatliche Tour durch Deutschland und die Schweiz in vollständiger Unabhängigkeit. Sie besuchten Malcolm in Dresden und fanden ihn mit langen Haaren und in kurzem Samtrock. Er war stärker geworden, schien tüchtig zu arbeiten, glücklich

zu sein, und seine Mutter konnte ziemlich befriedigt von ihm scheiden.

Als etwas weniger Erfreuliches stand ihr auf dem Heimwege ein Zusammentreffen mit Roger in Saxon-les-Bains bevor. Er hatte die ganze Zeit — niemand konnte recht sagen wie und wovon — im Auslande gelebt, hatte seiner Mutter wohl von Zeit zu Zeit geschrieben, über sich und seine Angelegenheiten aber keinerlei Auskunft gegeben. Hier in Saxon erzählte sein Aussehen, wie die Gesellschaft, in der er sich bewegte, eine sehr traurige Geschichte. Lady Davenport und Katharine blieben nur einen einzigen Tag. Sie konnten nichts nützen, und der Anblick des Verfalles ihres Lieblingssohnes war Todesqual für die arme Mutter.

Nur wenige Wochen nach ihrer Heimkehr nach Davenport langte die Nachricht seines plötzlichen Todes dort an. Die näheren Umstände wurden nicht bekannt, wenigstens Lady Davenport nicht; aber Lady Retford konnte sich nicht enthalten, Katharine im tiefsten Vertrauen mitzuteilen, daß man von einem Selbstmorde ihres Neffen spreche.

Dies geschah Anfang November, und in dem Briefe, welchen Katharine kurz darauf an Holroyd absandte, schrieb sie:

„So werde ich denn diesen ganzen Winter in größter Zurückgezogenheit verleben. Niemand wird das Trauerhaus besuchen, und meine eigene Neigung, wie meine Liebe zu Lady Davenport werden mich abhalten, den vielfachen Einladungen, die ich empfangen, zu folgen. Aber ich habe in den letzten neun Monaten ein so bewegtes Leben geführt, daß Sie Ihre Bedenken hoffentlich fallen lassen können. Ich habe während dieser Zeit dreiundvierzig Diners, über siebzig Routs und Konzerte und mehr als zwanzig Bälle mitgemacht. Ich habe in der Zeit zwei große Hauptstädte des Festlandes und einen eleganten Badeort besucht, drei Monate an der Table d'hote gegessen und mich mit alten und jungen Männern, mit Diplomaten und Politikern, mit Militärs, Volksfreunden und litterarischen Berühmtheiten unterhalten. Viele von ihnen sind sehr freundlich und liebenswürdig gegen mich gewesen; ich habe manche langweilig, andere recht unterhaltend gefunden, einige haben mich sogar ein wenig interessiert; aber keiner hat den starken Wunsch in mir hinterlassen, ihn wieder zu sehen. Genügt Ihnen das? Sind Sie mit dieser Probe zufrieden? Oder muß ich noch hinzusetzen, daß ich die Tage bis zu Ihrer Rückkehr mit um so größerer Ungeduld zähle,

daß ich mich von ganzem Herzen sehne, die tiefe sonore Stimme wieder zu hören, der keine andere gleicht, und den Druck einer gewissen starken Hand zu fühlen, die sich sanft um die meinige legt? Kommen Sie zurück. Lassen Sie sich von diesen abscheulichen Geschäften nicht mehr länger drüben fesseln, sondern kommen Sie bald!"

Im Monat Mai dieses Jahres sind Holroyd und Katharine getraut worden.

(Ende.)

selben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unversieglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit."

Athenäum.

Dritter Jahrgang:

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Miß Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühlige Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an erareifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

BOOKS ARE LENT FOR TWO WEEKS
Fine of 10c for Each Day after the Stamped Date
(To Be Renewed, Books Must Be Returned)

DUE

JAN 9 8

MAY 25'11

DUE